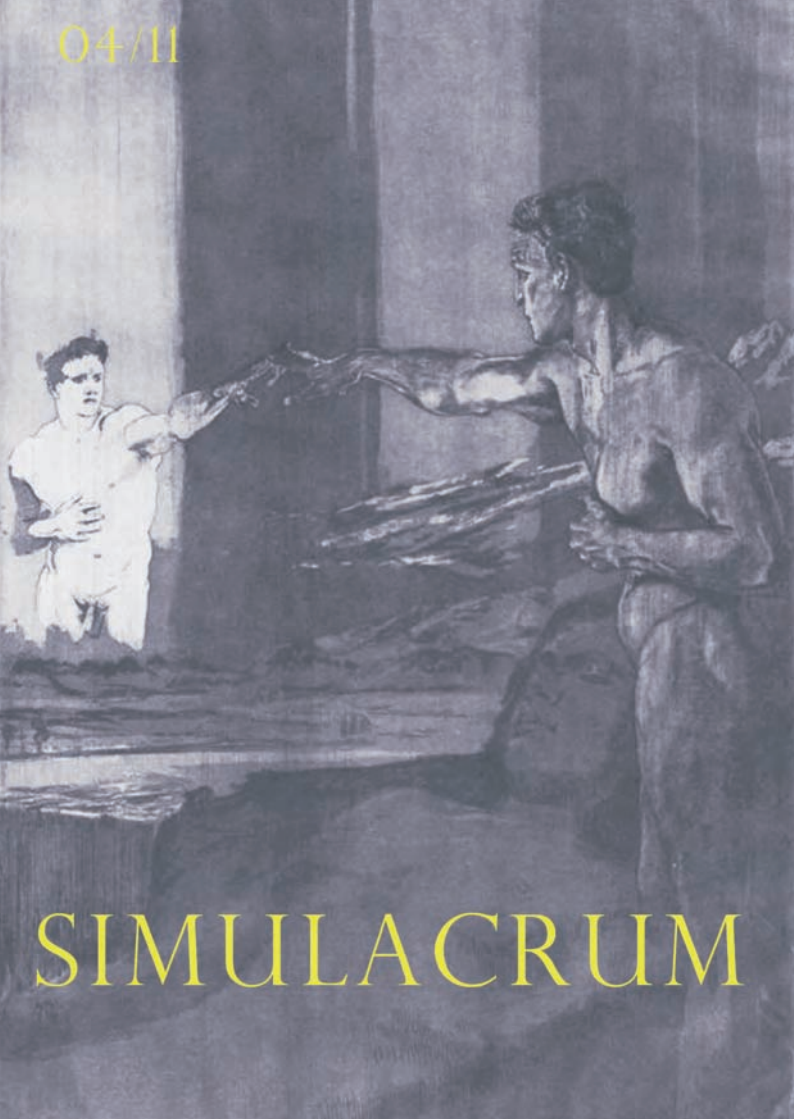


04/11



SIMULACRUM

SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 04/2011

Institut für Wertewirtschaft

www.wertewirtschaft.org

scholien@wertewirtschaft.org

Bedienungsanleitung

Dieses Büchlein enthält persönliche Gedanken und Beobachtungen sowie ausgewählte Texte und ist primär für Seelenfreunde des Verfassers gedacht. Mit Scholion bezeichnete man ursprünglich eine Randnotiz, die Gelehrte in den Büchern anbrachten, die ihre ständigen Wegbegleiter waren. Als Bücher noch teuer und selten waren, wurden sie oft geteilt und die geistige Auseinandersetzung wurde in Kommentaren zur gemeinsamen Lektüre geführt. Heute gibt es so viel mehr zu lesen, aber nur wenige haben dazu die Muße.

Ich habe es zu meiner Berufung gemacht, viel zu lesen und zu schreiben. Die Scholien sind eine Anregung für Vielleser, aber vielmehr noch eine Dienstleistung für Wenigleser. In dieses kleine, handliche Format versuche ich die Erkenntnisse aus meiner umfangreichen Lektüre zu komprimieren und so mit meinen Freunden eine große Bibliothek zu teilen. *Die meisten zitierten Werke sind in unserer Institutsbibliothek vorhanden und können von Abonnenten entliehen werden (bitte um Voranmeldung per E-Mail).* Doch es ist kein bloßes Bücherwissen, das ich vermitteln will. Immer wieder beziehe ich mich auf die Realität abseits der Bücher, denn die Theorie – die Anschauung – ist nur da sinnvoll, wo sie etwas zu schauen hat. Mit

meinen Kollegen im Institut für Wertewirtschaft verstehe ich mich als praktischer Philosoph. Die Scholien jedoch sind kein systematisches philosophisches Opus, sondern sammeln gewissermaßen die Späne, die mir beim geistigen Bearbeiten der größeren Scheite für das Feuer der Erkenntnis zufallen.

Das Motto vornan ist zufällig aus dem Text gewählt, dazu gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp den Umschlag und übernimmt das Lektorat. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus meiner stets vieltausendseitigen Lektüre, Recherchen und Übersetzungen halfen mir Johannes Leitner, Alexander Kramer, Wolfgang Stiegmaier und Ralph Janik; Barbara Fallmann nimmt mir viel vom praktischen Aufwand ab, der anfällt, um meine Gedanken in die Postfächer der Leser zu befördern und meine Leser zu betreuen. Die zahlreichen Zitate sind meist eigene Übersetzungen. In den Fußnoten finden sich verkürzte Links zu Büchern und Quellen. Administrative Anfragen bitte an info@wertewirtschaft.org senden, inhaltliche Anregungen und Fragen bitte an scholien@wertewirtschaft.org. Falls der geschätzte Leser dieses Exemplar zur Ansicht erhalten hat, würde ich mich freuen, ihn auch künftig als Adressat dieser freundschaftlichen Korrespondenz zu wissen: wertewirtschaft.org/scholien/

IchBlock

Lieber, geduldiger Leser,

ganz im Geiste der letzten Scholien habe ich das Experiment gewagt, eines der angesagtesten Werkzeuge anzuschaffen, auf welchem nun diese Scholien entstehen. Dieses Werkzeug versinnbildlicht die Mobilität und Flexibilität unserer Zeit. Da ich in den letzten Monaten viel unterwegs war, kam mir eine noch mobilere Lösung als mein ohnehin schon mobiler „Schlepp-top“ sehr gelegen. Das Experiment hat bislang den erwarteten Ausgang genommen: Wer überall arbeiten kann, ist entweder nicht ganz dicht, oder arbeitet letztlich nirgends.

Auf meinem neuen „Arbeitsgerät“ habe ich zu diesem Sachverhalt ein sehr amüsantes Video gefunden: Das Satiremagazin *The Onion* schildert darin die fiktive Erfindung einer Mobilnähmaschine für übereifrige

Lohnsklaven.¹ Meine Produktivität hat also wie zu erwarten, nicht zugenommen, sondern abgenommen. Darum, aber auch weil mir wieder vieles dazwischen kam, sind auch diese Scholien - wie immer - verspätet. Zu allem Überdruß hat mein neues Werk-/Spielzeug auch noch einen Teil meiner Arbeit aufgefressen. Es mußte mir also gleich beweisen, wer das Sagen hat. Da der Text der Scholien direkt aus mir fließt und sich sonst nirgends niederschlägt, war das eine große Fleißaufgabe und ein großes Opfer, das ich der Technik zu bringen hatte.

Da ich das Resultat des Experiments ja schon in den letzten Scholien vorweggenommen habe, muß ich wohl gestehen, daß neben dem sozialwissenschaftlichen Forschungsdrang - mein liebstes Alibi für jede „teilnehmende Beobachtung“ - auch eine ästhetische Anmutung meine Kaufentscheidung beeinflusste. Ich habe mir

1 “Portable Sewing Machine Lets Sweatshop Employees Work On Go”, Youtube-Video. tinyurl.com/sewing3

ein *iPad* zugelegt, was mir eigentlich ziemlich peinlich ist. Zum Glück nehmen die neidischen Blicke der Passanten langsam ab, nachdem die Massennachfrage zu weiterer Verbreitung führte. Es ist ein hochinteressantes Phänomen und allein schon die empirische Forschung wert, welche Begehrlichkeiten solch silbernes Spielzeug auszulösen vermag. Mich bewegte zu dieser Entscheidung der Eindruck, daß sämtliche *Netbooks* schlicht billige Ramschversionen von *Laptops* sind. Mein *Smartphone*, das nicht von Apple stammt, verstimmt mich auch zunehmend. Nachdem ich die überraschende Solidität eines Appleprodukts bei einem Sturz beobachtete und das metallene Gehäuse sich positiv von dem Plastikschratt abhebt, schloß ich auf höhere Qualität.

Verlockende Paradiesäpfel

Das Phänomen Apple und der Mythos um Steve Jobs erklären sich zu einem großen Teil dadurch, daß es Jobs gelungen war, Werte zu versinnbildlichen, nach denen sich die heutige Welt sehnt. Insbesondere vermittelte Jobs den Eindruck von Integrität, Authentizität und

Reduktion aufs Wesentliche. Integrität bedeutet: einhalten, was man verspricht. Authentizität bedeutet: einen persönlichen Urheber, mit Ecken und Kanten, hinter einem Produkt wahrzunehmen. Und die Reduktion vermittelt folgende Anekdote, bei der Nike-Chef Mark Parker Jobs um Rat fragt:

„Haben Sie vielleicht irgendeinen Ratschlag für mich?“ fragte Parker Jobs.

„Nun, da wäre schon eine Sache,“ antwortete Jobs. „Nike produziert einige der besten Produkte der Welt. Produkte, die man begehrt. Absolut bewundernswerte, atemberaubende Produkte. Aber Sie produzieren auch einen Haufen Mist. Schauen Sie, daß sie die beschissenen Dinge loswerden und konzentrieren Sie sich auf das gute Zeug.“

Parker sprach zum Publikum: „Darauf erwartete ich eine kurze Pause und ein Lachen. Dann folgte zwar eine Pause, aber kein Lachen. Er hatte absolut Recht. Wir müssen etwas tun.“

Parker meinte damit nicht, daß man an irgendeinem Design etwas ändern müßte, sondern er meinte, daß konkrete Geschäftsentscheidungen getroffen werden müssen. Fokussie-

rung führt zu großartigen Designs und außerdem zu guten Entscheidungen. Tim Cook bemerkte einmal, daß die traditionelle Management-Philosophie lehre, daß man das Produktangebot diversifizieren solle, um das Risiko zu reduzieren. Apple hingegen repräsentiert die Anti-Lehrbuch-Meinung. Apples Ansatz ist, die gesamten Ressourcen in nur sehr wenige Produkte zu investieren, diese dafür aber in außerordentlich guter Qualität herzustellen.

„Apple ist ein \$30 Milliarden Unternehmen, obwohl es weniger als 30 Hauptprodukte im Portfolio hat. Dadurch tendieren wir dazu, uns mehr zu fokussieren. Die Leute denken, fokussieren bedeutet, ja zu sagen zu den Dingen auf die man sich konzentriert. Aber das stimmt so überhaupt nicht. In Wirklichkeit heißt es, nein sagen zu all den anderen hundert Ideen, die da sind. Man muß schon sehr genau auswählen. Eigentlich bin auf alle Dinge, die wir nicht gemacht haben, gleich stolz, wie auf die Dinge, die wir gemacht haben. Das deutlichste Beispiel ist: Als wir jahrelang unter Druck standen, einen PDA zu entwickeln, und ich eines Tages realisierte, daß 90% aller Leute die einen PDA benutzten nur Informationen aus dem Gerät herausholen. Sie geben nie Informationen in das Gerät ein. Kurz darauf war das aber

auch mit Mobiltelefonen möglich, sodaß der PDA Markt drastisch schrumpfte und nicht mehr rentabel war. Wir entschieden uns, nicht einzusteigen. Wären wir eingestiegen, hätten wir nie die Ressourcen gehabt, den iPod zu entwickeln. Wahrscheinlich hätten wir das nicht kommen sehen.²

Leider ist das Wunder Steve Jobs zu gut, um wahr zu sein. Zweifel an diesen Grundtugenden: Integrität, Authentizität und Reduktion überkommen einen schnell und führen zu scharfer Polarisierung. Die Foren-Schlachten im Netz zwischen Appleanhängern und -gegnern nehmen laufend an Schärfe zu. Wenn die Versprechung zu groß ist, ist die Wut um so größer, wenn das Versprechen nicht hält.

Steve Jobs' Integrität wird untergraben durch seine Kontrollwut. Die Geräte sind zunehmend als geschlossene Systeme konzipiert, sodaß alle Inhalte über Apple bezogen werden müssen. Vielfach ist eine Nutzung, die

2 Carmine Gallo: Steve Jobs's Strategy? "Get Rid of the Crappy Stuff", Fast Company Magazine, 8. 10. 2010. tinyurl.com/gallo3

nicht im Sinne des Erfinders ist, ausgeschlossen. Konkurrenten werden mit Klagen eingedeckt. Jobs reagierte geradezu jähzornig auf Produkte, die seinen allzu sehr ähneln. Das ist verständlich, das Verständnis wird aber dadurch eingeschränkt, daß er selbst vieles kopiert und adaptiert hat. Egon Friedell beschreibt in seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit* geistiges Eigentum zurecht als Farce, die mit der Realität kreativen Wirkens wenig zu tun hat:

Man lasse daher die Menschen an geistigem Eigentum nur ruhig zusammenstehlen, was sie erwischen können, denn niemand anders wird den Schaden davon haben als sie selbst, die ihre schöne Zeit an etwas völlig Hoffnungsloses vergeudet haben. Es gibt aber auch unbewußte Plagiate oder richtiger gesagt: Plagiate, die mit gutem Gewissen begangen werden, so wie man etwa jeden Händler einen Dieb mit gutem Gewissen nennen könnte. Es läßt sich bezweifeln, ob der Proudhonsche Satz »La propriété c'est le vol« [Eigentum ist Diebstahl] auf wirtschaftlichem Gebiet so ganz richtig ist; auf geistigem Gebiet gilt er aber ganz zweifellos. Denn, genau genommen, besteht die ganze Weltliteratur aus

lauter Plagiaten. Das Aufspüren von Quellen, sagt Goethe zu Eckermann, sei »sehr lächerlich«. »Man könnte ebenso gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist ... Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet. Überhaupt ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gedacht; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst.« Und das war von Goethe sicher ein besonders großes Zugeständnis, denn er war bekanntlich auf nichts stolzer als auf seine Farbenlehre. ...

Und wenn einmal eine Stagnation eintritt, so liegt der Grund immer darin, daß zu wenig gestohlen wird. Im Mittelalter wurden nur die Kirchenväter und Aristoteles bestohlen: das war zu wenig. In der Renaissance wurde alles zusammengestohlen, was an Literaturresten vorhanden war: daher der ungeheure geistige Auftrieb, der damals die europäische Menschheit erfaßte. Und wenn ein großer Künstler oder Denker sich nicht durchsetzen kann, so liegt das immer daran, daß er zu wenig Diebe findet. Sokrates hatte das seltene Glück, in Plato einen ganz skrupellosen Dieb zu finden, der sein Handwerk von Grund aus verstand: ohne Plato wäre er unbekannt.³

Nun sollte ich mein neues Werkzeug allerdings etwas näher beschreiben. Die neue Gattung der *tablets*, der „Tafelrechner“, zeichnet sich durch das beste Verhältnis von Bildschirmfläche zu Gewicht aus. Da die Bildschirmtastatur zwar gut funktioniert, aber für das Tip-

3 Egon Friedell (2007): Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. Zuerst 1927-31. München: Beck. S. 52f tinyurl.com/friedell1

pen längerer Texte dennoch ungeeignet ist, gibt es sehr leichte, externe Tastaturen als Ergänzung. Diese Trennung von Bildschirm und Tastatur mag unpraktisch erscheinen, erlaubt aber mehr Flexibilität.

Das *iPad* ohne Tastatur entspricht ziemlich genau jenem futuristischem elektronischen Buch, das ich seit Kindheitstagen als Nachfolger des PC erwartete. Ein solches bewunderte ich einst in der französischen Zeichentrickserie *Inspector Gadget*. Es könnte durchaus eine schlaue Vermarktungsstrategie sein, neue *gadgets* nach Kinderserien der Vergangenheit zu modellieren, denn viele unserer Sehnsüchte sind in der Kindheit angelegt.

Nutzlose Technik

Ich glaube allerdings nicht an die einseitige Schuldzuweisung, die uns alle als Sklaven „konstruierter Bedürfnisse“ sieht. Es sind weniger große Konzerne, die die Menschen manipulieren, sondern es besteht eine unbewußte Nachfrage danach, getäuscht zu werden, die befriedigt wird.

Es gibt so etwas wie Ideen, deren Zeit gekommen ist. Viele bedeutende Erfindungen wurden innerhalb kurzer Zeit mehrmals von verschiedenen Menschen entdeckt. Egon Friedell beobachtet:

Es gibt keine »zufälligen« Erfindungen. Es ist ja auch nicht wahr, daß das ausgehende neunzehnte Jahrhundert dem Telephon, dem Telegraphen, den Blitzzügen und dergleichen Dingen ein neues Gefühl von Zeit und Raum, ein unendlich beschleunigtes Lebenstempo verdankt hat, sondern dieses neue Tempo war das Primäre, dieses neue Zeit- und Raumgefühl wurde mit der Generation, die den Magnetismus, die Elektrizität und die Dampfkraft nutzbar machte, bereits geboren, es mußte sich diese Lebensformen schaffen.⁴

Den Geist unserer Zeit können wir daher auch an den Technologien ablesen, die entwickelt werden und große Nachfrage finden. Da auch Kulturprodukte wie Fernsehserien und *Science-Fiction*-Romane diesen Zeitgeist widerspiegeln, überrascht die Erfüllung mancher Prophezeiungen nicht. Der Futurismus ist schließlich stets

4 Ebd., S. 240

mehr Gegenwarts- als Zukunftsbeschreibung.

Lädt man sich zusätzlich die Anwendung *WolframAlpha* auf das *iPad*, dann ist in der Tat verblüffend, wie sehr die Fiktion des magischen Buches Wirklichkeit wurde. Der Algorithmus, den das Unternehmen des Mathematikers Stephen Wolfram, entwickelt hat, verspricht Antworten auf alle Fragen, die sich auf quantifizierbare Daten beziehen. Man kann also in sein Zauberbuch eine Frage eingeben – dank der Software *Siri* in Kürze wohl sogar diese Frage mündlich stellen – und das Programm versteht vieles davon und ist in der Lage, Antworten zu geben. Bei den ersten Versuchen ist dies wirklich beeindruckend. Genauso hatte ich mir als technikaffiner Bücherwurm die Zukunft vorgestellt: Ich greife zu meinem Zauberbuch, wenn ich eine Frage habe, und finde eine blitzschnelle Antwort.

Viel verblüffender als diese Technik ist ihre fast vollständige Nutzlosigkeit. Das hatte ich so nicht erahnt. Ich meine damit nicht, daß der Zugriff auf quantifizierbares Wissen nutzlos ist. Erstaunlich ist bloß, wie wenig

Nutzungsmöglichkeiten der moderne Mensch dafür hat. Ähnlich ergeht es mir mit meinem naturwissenschaftlichen Wissen. Ich hatte es erworben in der Erwartung, damit den Schlüssel zu unserer technisierten, materialistischen Zeit in der Hand zu halten. Das Gegenteil ist der Fall: Alles Materielle ist durch Physik bestimmt, aber doch geht jenen 99 Prozent, die nicht die geringste Ahnung davon haben, weil ihre Lehrer versagten, kaum etwas im täglichen Leben ab – egal auf welchem Niveau. Anhand einer anderen Fernsehserie aus der Zeit, als ich noch einen Fernseher besaß, illustriert: Auch mit allem naturwissenschaftlichen Wissen der Welt wird aus dem modernen Menschen kein *MacGyver*, wenn das reale Leben keine spannenden Aufträge parat hat.

Auf die seltsame Enttechnisierung des modernen Menschen habe ich schon in den letzten Scholien hingewiesen. Damit meine ich die sinkende Bedeutung der *techné* – Kunstfertigkeit – für den einzelnen. Das *iPad* verliert den Garantieanspruch nicht nur, wenn es physisch ge-

öffnet wird. Sogar eine immaterielle Öffnung durch Änderung der Software verwirkt diesen Anspruch.

Der amerikanische Denker Henry David Thoreau zog den Schluß, daß er, um *homo faber* zu sein, um seine technische Kultur zu entwickeln, sich der technischen Zivilisation entziehen müsse. Er fand Zuflucht im berühmten *Walden*, einem schönen naturbelassenen Ort an einem klaren See. Dort wollte er nun vom Ertrag seiner Hände leben. Dies beschreibt er als poetische Erfahrung:

Wer weiß, ob nicht die Menschen, wenn sie ihre Behausungen mit eigenen Händen bauen und die Nahrung für sich und ihre Familien in einfacher und ehrlicher Weise mit eigenen Händen hervorbringen würden, eine universelle poetische Gabe entwickeln würden, so wie alle Vögel singen, wenn sie solchen Beschäftigungen nachgehen? Doch leider verhalten wir uns wie der Kuckuck, der seine Eier in die Nester legt, die andere Vögel gebaut haben, und eben auch keinen Wanderer mit seinen unmusikalischen Tönen erfreut.

Diese Poesie des Selbstgeschaffenen lasse sich diesem ansehen:

Was ich nun an architektonischer Schönheit sehe, wuchs gewiß allmählich von innen nach außen, aus den Notwendigkeiten und dem Charakter des Bewohners, der der einzige Erbauer ist – heraus aus einer unbewußten Wahrhaftigkeit und Edelmütigkeit, ohne jemals an das Aussehen zu denken. Jeder hervorgebrachten Schönheit dieser Art geht eine unbewußte Schönheit des Lebens voraus. Wie jeder Maler weiß, sind die interessantesten Wohnräume in diesem Land die unauffälligsten, im Allgemeinen die bescheidenen Holzhütten der Armen. Sie umgeben wie Schalen das Leben der Einwohner; es sind keine oberflächlichen Verzierungen, die sie so malerisch machen. Genauso interessant würde die Behausung des Vorstadtbewohners, wenn sein Leben einfach, gefüllt mit Phantasie und ohne Effekthascherei wäre. Ein großer Teil der architektonischen Verzierungen sind buchstäblich hohl, und ein Herbststurm würde sie dahinfegen wie fremde Federn, ohne die Substanz zu berühren.⁵

5 Henry David Thoreau (2007, 1854): Walden. Rockville/Maryland: Arc Manor. S. 31f. Deutsche Ausgabe: tinyurl.com/thoreau11

Dieser Zugang erinnert an Egon Friedells schönes Wort vom „Dichter des Werks“. Das griechische Wort *Poiesis* bedeutet schließlich Schaffen. Der Werkende, der Unternehmer im besten Sinne des Wortes, ist ein Künstler, der durch seine Werke spricht:

Die ganze Welt ist für den Dichter geschaffen, um ihn zu befruchten, und auch die ganze Weltgeschichte hat keinen anderen Inhalt. Sie enthält Materialien für Dichter: Dichter des Werks oder Dichter des Worts; das ist ihr Sinn.⁶

Gilbert Chesterton pflichtet Thoreaus Einschätzung in seinem empfehlenswerten Buch *The Outline of Sanity* bei. Er meint, wir würden in einer Zeit leben, in der es schwieriger geworden wäre, sich als freier Mensch eine Behausung zu schaffen als es für einen mittelalterlichen Asketen war, ohne Behausung auszukommen. Er beklagt, daß die Freude am Schaffen verloren gehe und neigt daher zur Technikkritik. Das scheint paradox, steht Technik doch für die Schaffenskunst. Chesterton

6 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 4

jedoch sieht das Schaffenspotential allzu ungleich verteilt. Auf jeden fröhlich schaffenden Ingenieur (erkennen wir ihn an seinem Pfeifen wie einen Singvogel?) kämen heute tausend gelangweilte Opfer der Ingenieurskunst. „Opfer“ ist eine typische Zuspitzung von Chesterton. Er führt die Eisenbahn als Beispiel an:

Die Auswirkung der Eisenbahn auf die Bevölkerung kann nicht darin liegen, ein Volk von Lokomotivführern zu schaffen. Sie kann nur ein Volk von Passagieren hervorbringen, und zwar von Passagieren, die etwas zu sehr Paketen ähneln.⁷

Die unglaubliche Durchdringung des Individualverkehrs hat Chesterton nicht mehr erlebt. In der Tat hat die Technik ein Volk von Chauffeuren hervorgebracht, freilich in einem ganz anderen Sinne als er es im Sinn hatte. Die nächste Entwicklungsstufe wird wohl das automatisch gesteuerte Auto sein, und dann wird sich

7 G.K. Chesterton: The Outline of Sanity. Zuerst 1927.
tinyurl.com/chesterton11

der Individualverkehr wieder dem Bild der abgefertigten Pakete angleichen. Chesterton beklagt eine Entwertung der Technik, indem sie so selbstverständlich wird, daß sie eben niemand mehr als Wunder wahrnimmt - der typische Vorbehalt des Snobs, den wir schon in den letzten Scholien kennengelernt haben:

„Sieh dir nur das Fensterglas an“, sagen sie, „das zu einer Selbstverständlichkeit wurde und einst als Luxus galt.“ Und ich fühle mich stets versucht, zu antworten: „Ja, und es wäre besser für Menschen wie dich, wenn es immer noch ein Luxus wäre. Das würde dich dazu bewegen, es anzublicken und nicht bloß durchzublicken. Denkst du jemals daran, welches magisches Ding dieser unsichtbare Film zwischen dir und den Vögeln und dem Wind ist? Denkst du es dir jemals als Wasser, das in der Luft hängt, oder als abgeflachter Diamant, der zu klar ist, um überhaupt bewertet zu werden? Empfindest du ein Fenster jemals als plötzliche Öffnung in der Wand? Wenn nicht, was nützt dir all das Glas?“ Das mag in der Hitze des Augenblicks etwas übertreiben sein, doch es ist gewiß wahr, daß bei diesen Dingen der Erfindungsgeist das Vorstellungsvermögen überflügelt. Die Menschheit fällt um die Vorteile ihrer eigenen Erfindungen

um. Indem sie mehr und mehr Erfindungen hervorbringt, überholt sie bloß ihr eigenes Glücksvermögen. ...

Maschinen sind nicht notwendigerweise von Übel, und es gibt einige, die sie im richtigen Sinne würdigen, doch die meisten, die mit ihnen zu tun haben, hatten niemals eine Gelegenheit, sie zu würdigen. Ein Dichter mag Freude an einer Uhr empfinden, wie ein Kind Freude an einer Spieluhr empfindet. Doch der konkrete Angestellte, der auf die konkrete Uhr blickt, um zu sehen, daß er gerade rechtzeitig ist, um den Zug in die Stadt zu erwischen, hat an den Maschinen nicht mehr Freude als an der Musik. Es mag etwas für mechanische Spielzeuge sprechen, doch die moderne Gesellschaft ist ein Mechanismus und kein Spielzeug.⁸

Auch Thoreau sieht die technische Entwicklung sehr skeptisch. Seine Worte klingen prophetisch, weil sich in der Zwischenzeit so unglaublich wenig geändert hat:

Wie um unsere Hochschulen, so steht es auch um hunderte „moderne Errungenschaften“. Es umgibt sie eine Illusion; sie sind nicht nur positive Fortschritte. Des Teufels Zinses-

8 Chesterton (1927) *The Outline of Sanity*. S. 156

zins wuchert ins Unermeßliche, von der ersten bis zur letzten seiner Aktien und all seiner zahlreichen, nachfolgenden Investitionen. Gewöhnlicherweise werden unsere Erfindungen zu hübschen Spielzeugen, die unsere Aufmerksamkeit von den ernstesten Dingen des Lebens ablenken. Sie sind nur verbesserte Mittel für unverbesserte Ziele; Ziele, die man ohnehin schon leicht genug erreichte; wie Bahnverbindungen, die nach Boston oder New York führen. In großer Eile wollen wir eine Telegraphenverbindung zwischen Maine und Texas aufbauen, aber es könnte sein, daß sich Maine und Texas überhaupt nichts Wichtiges zu sagen haben.

Begierig wollen wir einen Tunnel durch den Atlantik graben, um die Alte Welt ein paar Wochen näher zur Neuen zu bringen; aber vielleicht ist die erste Nachricht, die ins große und absteigende amerikanische Ohr durchsickert, die, daß Prinzessin Adelaide an Keuchhusten leidet.⁹

Das Ende des Buches

Das magische Buch ist in mehrerer Hinsicht symptomatisch für unsere Zeit. Es handelt sich um das flexi-

9 Thoreau: Walden. S. 29f

belste Werkzeug, das man sich vorstellen kann: Ohne schon die Zwecke zu kennen, erweckt es den Eindruck eines universellen Mittels. Zudem ist es ein Werkzeug, das scheinbar keine Übung und keinen Kapitalaufbau erfordert – es ist konsumierbar. Wirklich gut kann man damit aber auch nur konsumieren. Das Ding hat vorne nur noch einen Knopf, und der Knopfdruck genügt, um alle Medien sofort rieselbereit zu haben.

Schreiben kann man darauf auch, es ist leicht, und der Akku hält einen ganzen Tag. Das war mein Bedürfnis. Und Neugier, so gebe ich gerne zu. Der Philosoph hat gewissermaßen eine Verantwortung, sich den Phänomenen seiner Zeit auszusetzen, um sie besser zu verstehen.

Ich habe mir ebenfalls ein Lesegerät von Amazon zugelegt: das *Kindle*. Es ist wichtig für mich als Autor und Bücherfreund, die Entwicklung des Buches, des Lesens und des Schreibens zu verfolgen. Aus dem selben Grund war ich einst einer der ersten *Blogger* in Österreich und habe sofort damit aufgehört, als dieses Medi-

um *gehypet* worden ist. Heute ist dieser Hype längst verfliegen. Wird das bei *eBooks* ähnlich sein?

Während das *iPad* eher gedruckte Zeitschriften verdrängen wird, hat das *Kindle* das Potential, gedruckte Bücher zu ersetzen. Warum zwei Geräte für eine so ähnliche Aufgabe, nämlich digitale Inhalte zu konsumieren? Das *Kindle* basiert auf elektronischer Tinte. Dessen Bildschirm erlaubt nur eine monochrome Darstellung und der Aufbau ist zu langsam für bewegte Inhalte. Allerdings läßt sich von diesem Bildschirm auch bei direkter Sonneneinstrahlung lesen. Es ist damit in der Tat gelungen, dem bedruckten Papier Konkurrenz zu machen. Das *Kindle* erlaubte es mir, auf ein Segelboot eine kleine Bibliothek mitzunehmen, bei einem Gewicht, das noch unter dem eines einzelnen Buches liegt, und auch in der prallen Sonne auf Deck zu lesen. Schließlich ist die Bibliothek wohl der größte Anker, der einen Buchfreund an einem Ort hält, denn das Gewicht eines ordentlichen Buchbestandes muß einen immobil machen.

Freilich fehlt die haptische Anmutung des Buches. Doch angesichts der billigen Ausgaben heutiger Bücher ist der Unterschied nicht allzu groß. Ein elegantes Lesegerät kann es ästhetisch leicht mit einem Taschenbuch aufnehmen. Mein Kollege Eugen Maria Schulak weist mich jedoch daraufhin, daß die fehlenden Seitenangaben bei der *Kindle*-Lektüre einen Rückschritt um Jahrhunderte darstellen würden. Nur mit großer Mühe ließen sich bei vielen meiner diesmaligen Zitate die Seitenzahlen ermitteln (und bei einigen habe ich zur Schonung meiner Mitarbeiter darauf verzichtet). Allerdings verlieren diese ohnehin an Bedeutung, da sich mittels *Google* die meisten Zitate selbst ermitteln lassen.

Naht angesichts der fortschreitenden Digitalisierung das Ende der Bibliotheken? Die größte städtische Bücherei Wiens ist schon zu einem großen, multikulturellen Kindergarten geworden, in dem man sich gratis Videos und Musik „reinziehen“ kann. Die Universitätsbibliotheken werden vorwiegend als Ruheräume für das Auswendiglernen von Skripten genutzt, zu Büchern

greift dort kaum jemand. Da jede Bibliothek mit der Zeit wächst, kommt es zunehmend zum ökonomischen Konflikt zwischen Kosten und Nutzen. Kaum jemand weiß, daß aus solchen Effizienzgründen derzeit die größte Bücherverbrennung aller Zeiten vor sich geht. Knappe Budgets erlauben keinen Ausbau der Bibliotheken, daher muß Platz gemacht werden. Der Philosoph und Bibliothekar Peter Davis begründet dies so:

Sehen wir den Tatsachen ins Auge: Bücher kommen ohnehin aus der Mode. In den letzten drei Monaten im Jahre 2010 überstieg bei Amazon der Verkauf von eBooks den von normalen Büchern. eBooks brauchen keinen Platz; man könnte eine gefühlte unendliche Anzahl von ihnen auf eine einzige, kleine Festplatte speichern. Wenn die komplette örtliche Bibliothek durch einen USB-Speicherträger von der Größe eines Fingernagels ersetzt werden kann, dann ist das Einzige, was Bücher vor einem industriellen Hochofen rettet, die persönliche Vorliebe einiger Menschen zu echten Büchern. Und in dieser Ökonomie gibt es nicht viel Platz für persönliche Vorlieben. ...

Aber so ist die Welt – sie läuft auf einem aus Geld gebau-

tem Zug und auf papiernen Schienen, angetrieben von Bürokratie. Ich bin mir sicher, wenn wir eines Tags soweit sind, die Pyramiden abzureißen, werden wir das auf eine solide, pragmatische und wirtschaftliche Begründung stützen.¹⁰

Nicht ganz zu Unrecht wird argumentiert, daß die Digitalisierung die Bücher vor ihrem Verlust bewahrt, und solange es irgendwo ein physisches Exemplar davon noch gebe, dies den musealen Anspruch befriedigen sollte. Ähnlich wurde einst argumentiert, als man dabei war, Bücher auf Mikrofilm zu bringen. 2001 kreidete dies Nicholson Baker in seinem Buch *Double Fold* an. Denn für die Filmaufnahmen wurden die Bücher zum großen Teil zerschnitten und zerstört. Baker beschreibt ein Paradoxon, das sich bei der Digitalisierung heute wiederholt:

Die Möglichkeit, Wörter aus fernen, in der Regel nicht erreichbaren Quellen zusammenzutragen, was eine feine Sache für die Wissenschaft ist, ist zwangsweise damit verbun-

10 S. Peter Davis: 6 Reasons We're In Another 'Book-Burning' Period in History, Cracked.com, 11.10.2011. tinyurl.com/davis19

den, den lokalen, physischen Zugriff einzuschränken, was wiederum ein Horror für die Wissenschaft ist. Aus den Bemühungen, intellektuelle Inhalte zu bewahren, resultierte ihr Verlust.¹¹

Mikrofilm hat sich als nicht dauerhafte Technik herausgestellt. Mein Kollege Herbert Unterköfler hatte große Probleme, ein geeignetes Lesegerät zu finden. Wir haben in Großbritannien die gesammelten Schriften und Unterlagen von Carl Menger erworben, die aus vielen Schachteln mit Filmrollen bestehen. Leider sind diese ohne Lesegerät vollkommen unzugänglich. Droht dies eines Tages den *eBooks* und *iPad*-Magazinen? Die größte Bedrohung unserer digitalen Welt wäre ein Ende zuverlässiger Stromversorgung. Die meisten mobilen Geräte überleben keinen Tag ohne Steckdose, was auf eine geborgte Mobilität hinausläuft.

11 Nicholson Baker (2001): *Double Fold: Libraries and the Assault on Paper*. Vintage Books/Random House. S. 257ff
tinyurl.com/baker15

Stromausfall

Wir neigen heute dazu, die Stromversorgung als so gesichert anzusehen wie das Tageslicht. Doch ich habe schon in den letzten Scholien angedeutet, daß ich da so meine Zweifel habe. Ein Leser, der ungenannt bleiben muß, wies mich auf interne Informationen hin, die es mittlerweile doch auch zum Teil in die Medien geschafft haben. Er schreibt mir über die Lage in Deutschland:

Im dritten Jahr nun stehen die Stromnetze der BRD unter der absoluten Regie der Bundesnetzagentur. Die großen Energieversorger (EVUs) hatten die Netze in separate Gesellschaften auszulagern. Und mit diesen dürfen die EVUs keinerlei personelle Überschneidungen haben, noch nicht einmal Synergien mittels gemeinsamen Einkaufs heben. Formell haben die EVUs zwar noch die Mehrheit bzw. die meisten Anteile an den Netzgesellschaften, haben jedoch nichts zu sagen. Die Direktive ist die Bundesnetzagentur, diese genehmigt die Investitionen, die Wirtschaftsrechnung und legt den maximalen zulässigen Gewinn fest. Daraus folgt m. E., dass die Politik nunmehr Schwierigkeiten hat,

den üblichen Prügelknaben = EVUs zu benennen, falls die Schwankungen im Stromnetz problematisch werden.

Da im Rahmen des Fukushima-Fiebers in der BRD die alten AKWs abgeschaltet sind und somit nicht am Netz stehen, haben wir etwas über 30% sog. erneuerbare Energie als Engpassleistung im Netz. Alle großen EVUs haben nun die Sensibilitäten des Netzes untersucht. Die Ergebnisse sind der Bundesnetzagentur unterbreitet worden, diese hat auch eigene Untersuchungen durchgeführt, welche die Ergebnisse der EVUs bestätigten – ebenfalls hat Brüssel die Ergebnisse (Bundesnetzagentur + EVUs) bestätigt.

Sollte im Winter ein paar Tage in Folge starke Kälte herrschen und gleichzeitig ein heftiger Wind wehen, dann kann man fast mit Sicherheit davon ausgehen, dass sich die Solaranlagen automatisch abschalten. Dies geschieht bei einer Netzschwankung von 52,x kHz, und die Abschaltung hat zunächst eine Dauer von 100 Sekunden. Diese Zeitdauer wird lange genug sein, um durch die nun folgenden Netzschwankungen auch die Windkraftanlagen, die vor dem 01.07.2010 gebaut worden sind (also die überwiegende Anzahl) auch automatisch vom Netz zu nehmen. Daraus wird – mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit (über 95%) – ein

Dominoeffekt verursacht, der in kürzester Zeit alle Kraftwerke aus dem Netz katapultiert. D. h., dass Deutschland einen „Schwarzfall“ hätte – komplett ohne Strom wäre.

Notfallpläne greifen hier nicht, weil es keine gibt. Ein E-Ing. meinte: Klar, gegen Grundgesetze der E-Technik kann es keinen Notfallplan geben! Brüssel hat dann dies alles gegengeprüft, Ergebnis: Sollte dies so kommen, dann bewirkt der Schwarzfall Deutschland einen Schwarzfall Europa. Dieser kann ein bis drei Tage andauern, also ganz Europa würde bis zu drei Tagen ohne Strom sein.

Die nötige Nachrüstung wird bis zu 175 Millionen Euro kosten.¹² Der deutsche Bundestag ließ jedenfalls einen ominösen Bericht erstellen, der diesen Titel trägt: Gefährdung und Verletzbarkeit moderner Gesellschaften – am Beispiel eines großräumigen und langandauernden Ausfalls der Stromversorgung. Dieser Bericht kann frei heruntergeladen werden.¹³ In der Zwischen-

12 Stefan Schultz, „Tausende Ökostrom-Anlagen müssen nachgerüstet werden“, Spiegel Online, 4.11.2011. tinyurl.com/schultz11

13 Deutscher Bundestag, Ausschuß für Bildung, Forschung und

zeit ist herausgekommen, daß die Solarindustrie in Spanien teilweise so arbeitet, daß die Solaranlagen in der Nacht beleuchtet werden: und zwar mit dem Strom aus Dieselgeneratoren. Dank der subventionierten Einspeisepreise rechnet sich diese unglaubliche Energieversorgung.¹⁴

Der größte Verlust für mich wäre bei einem längeren Stromausfall wohl der Kühlschrank. Als Alleinstehender ist man doch ziemlich darauf angewiesen. Dann heißt es Kühlgruben graben und sich wohl in Kochgemeinschaften zusammenfinden. Meine Eltern erzählen mir vom Schicksal unserer einstigen Nachbarn im Iran, als der Krieg wütete. Die Sorge um die Lebensmittelversorgung führte zu ausgeprägtem Horten. Als eines Tages eine große Zahl von Hühnern gegen Lebensmittelkarten abgegeben wurden, legte die Großfamilie alle

Technikfolgenabschätzung: "Gefährdung und Verletzbarkeit moderner Gesellschaften ...", 27.4.2011. tinyurl.com/ausschuss1 (pdf)

14 "La producción solar escapa al control en tiempo real de Red Eléctrica", El mundo.es, 13.4.2010. tinyurl.com/elmundo5

Karten zusammen und ertauschte auch die Karten der Nachbarn. Die Familie hatte nämlich eine sehr große Kühltruhe, die sie nun randvoll mit toten, gerupften Hühnern anfüllte. Leider hielt der gute Plan, der die Familie durch den Krieg hätte bringen sollen, nur bis zum nächsten Stromausfall. Der Gestank von verdorbenem Hühnerfleisch war unerträglich, und so ließ sich die grobe Fehlplanung auch vor den schadenfrohen Nachbarn nicht verbergen.

Wenn der Strom nicht mehr aus der Steckdose kommt, dann könnte auch eine andere verlorengehende Kunst wiederbelebt werden: die Handschrift. Ann Wroe schrieb unlängst im Magazin *Intelligent Life* einen Abgesang darauf:

Es könnte gut sein, daß das einzige, was von unserer Schriftsprache die nächsten Jahrzehnte überdauert, monetäre Versprechen und unsere Namen sind. Bärtige Exzentriker in angeräumten Dachböden und nach Lavendelduft riechende, unverheiratete Tanten werden es fortführen, genauso wie es noch immer Leute gibt, die ihr eigenes Brot backen oder mit der Sense die Wiese mähen. Aber noch viele

mehr von uns werden letztendlich unter Grabsteinen ruhen, die mit schönen Lettern verziert sind, die wir einige Zeit lang beherrschten, bis wir uns dazu entschieden, daß es für uns zu primitiv war, unsere Ideen in Buchstaben auf eine Oberfläche einzukratzen.¹⁵

Und dennoch teilt sie eine paradoxe Beobachtung mit: Letztes Jahr sei der Absatz von Füllfedern in Großbritannien um 70 Prozent gestiegen, ebenso der Absatz von hochwertigem Schreibpapier. Auch die Nachfrage nach Kalligraphiekursen nähme zu. Womöglich wird die Verdrängung des Buches durch digitale Medien ebenso eine plötzliche Sehnsucht nach hochwertigen Büchern hervorrufen. Wenn die Bibliothek überleben will, muß sie drei Dinge bieten, die unserer digitalen Welt fehlen: Auswahl und Ordnung, eine Ästhetik der Form von Werken, die ihrem Inhalt angemessen ist, und einen Ort der Muße.

15 Ann Wroe, "Handwriting: An Elegy", Intelligent Life Magazine, 11/12 2011. tinyurl.com/wroe1

Raumschiffe und Traumschiffe

Nicht nur hinsichtlich der Bücher scheinen wir schon in den Szenarien der utopisch-dystopischen Fiktionen unserer jüngeren Vergangenheit zu leben. Wenn wir eine andere Fernsehserie aus meiner Kindheit heranziehen, etwa *Star Trek*, so überrascht auch hier, in welchem Ausmaß fiktive Technologien Wirklichkeit wurden. Betrachten wir drei Schlüsseltechnologien aus diesem fiktiven Universum: Das *Holodeck*, der *Replikator* und das *Beamen*.

Das *Holodeck* erlaubt die vollkommene Simulation einer Scheinwelt. Ein PC-Magazin hat sich unlängst daran gemacht, mit dem heutigen Stand der Technik die möglichst vollkommene Simulation eines *Ego-Shooter*-Spiels umzusetzen, sodaß sich der Spieler mitten im Geschehen fühlt. Gelungen ist das mit der Rundum-Projektion in einem Zelt, einem neuartigen Laufband ohne Vorzugsrichtung und mit Bewegungssteuerung. Sogar Treffer werden durch schmerzhaftes *Paintball*-Kugeln simuliert. Ein fronterfahrener Soldat bestätigte die Realität.

tätsnähe der Simulation.¹⁶

Der *Replikator* ist ein Gerät, das Materie nach digitalen Bauplänen beliebig zusammensetzen kann. Im Raumschiff speist diese Maschine eine Überfülle, die ans Schlaraffenland erinnert: Eine große Zahl von Wunschobjekten, von Nahrungsmitteln bis zu Werkzeugen und Spielzeugen läßt sich hier maßschneidern. Diese Technik nennt man heute einen 3D-Drucker. Für Nahrungsmittel sind diese noch nicht im Gebrauch, doch es gibt schon Entwürfe. MIT-Forscher Marcelo Coelho stellt ein Konzept vor, das er Cornucopia (Schlaraffenland) nennt:

Der digitale Fabrikator ist ein persönlicher, dreidimensionaler Drucker für Nahrungsmittel, der beim Aufbewahren, präzisen Mischen, Auftragen und Kochen verschiedener Zutaten hilft. Der Zubereitungsprozeß startet mit einer Auswahl der Lieblingszutaten des Benutzers in Kanistern, die diese kühlen und aufbewahren. Diese Zutaten werden in

16 Ultimate Battlefield 3 Simulator: tinyurl.com/battlefield33

einen Mischer und Extruder gepumpt, der aufwendige Zutaten-Kombinationen mit Sub-Millimeter-Präzision abgibt. Während der Abgabe werden die Zutaten in der Hauptkammer des Fabrikators oder im Druckkopf gekühlt oder erwärmt. Dieser Fabrikationsprozeß erlaubt nicht nur die Erschaffung von Geschmäckern und Konsistenzen, die mit herkömmlicher Zubereitungstechnik unvorstellbar wären, sondern erlaubt dem Benutzer über ein Touch-Screen-Interface und Anbindung ans Internet, die ultimative Kontrolle über Herkunft, Qualität, Nährwert und Geschmack jeder Mahlzeit.¹⁷

Der Gedanke an das vollends künstliche Essen, das aus immer gleichen Bestandteilen digital zusammengesetzt wird, scheint doch zu unappetitlich, obwohl das vielfach schon der Realität entspricht. Weniger unappetitlich ist die Replikation von Gegenständen, die nicht der Nahrung dienen. Die Anzahl an 3D-Druckern wächst laufend, jeder hat mittlerweile Zugang zu solchen Geräten. Wer keines in seiner Nähe findet, kann den Dienst

17 Marcelo Coelho, "Cornucopia", tinyurl.com/coelho5

shapeways.com nutzen. Dort kann man „Ausdrucke“ von dreidimensionalen Entwürfen bestellen, so wie einst beim Fotodienst die Ausarbeitung eines Films.

Der MIT-Professor Neil Gershenfeld sieht in dieser Entwicklung die größte Hoffnung, Poesie und Technik wieder zu versöhnen. In seinem Buch *Fab* beschreibt er, wie sich die Kunst vom Handwerk gelöst hat und so die doppelte Einseitigkeit eines vermeintlich zweiseitigen Bildungssystems hervorbrachte:

Vor langer Zeit waren Bildung, Industrie und Kunst Teil der Arbeit des Handwerkers im Dorf. Zu der Zeit, als ich zur Schule ging, mußten Schüler wie ich, die einmal studieren sollten, in sterilen Klassenräumen sitzen, während Kinder die ein Handwerk erlernten, in die Berufsschule gingen, wo sie Zugang zu spannenden Dingen hatten: Werkzeugmaschinen, Schweißgeräten, elektronischen Prüfgeräten und solchen Dingen. Zu dem Zeitpunkt erschien mir diese Aufteilung wie eine Art Strafe. Ich konnte einfach nicht verstehen, warum ein Interesse daran, zu basteln und Dinge herzustellen, ein Zeichen geringerer Intelligenz sein sollte. ...

Leider machte es keinen Unterschied, ob man Produkte

herstellen konnte, oder ob man gute Ideen hatte; beides wurde verdrängt durch die artes illiberales, die unfreien Künsten, denen man nur zwecks bloßen wirtschaftlichen Gewinns nachging. Da nun die Kunst dem Kunsthandwerker entrissen war, wurden die verbliebenen Fertigungsfähigkeiten als bloß mechanische Produktion betrachtet. Diese künstliche Trennung führte zur Erfindung der unqualifizierten Arbeit während der industriellen Revolution.

Diese neue Arbeitsteilung zwischen Mensch und Maschine wurde mit der Erfindung des programmierbaren Webstuhls durch Joseph-Marie Jacquard, der erstmals 1801 in Paris vorgestellt wurde, offensichtlich. Er präsentierte eine Erweiterung, die Anweisungen von Lochkarten lesen konnte (wesentlich zuverlässiger als Wähler in Florida) und somit die Auswahl der Webschiffchen mit den bunten Fäden kontrollierte. Damit ließen sich dann auch Muster einfach weben.

Weil Webstühle nun Anweisungen folgten, wurde das Bedienpersonal natürlich nicht mehr benötigt. Der Beruf des Webers wurde darauf reduziert, daß er nur mehr sicherstellen mußte, daß der Webstuhl über genügend Garn und Karten verfügte. Lyons Seidenweber wollten Jacquards Webstühle am liebsten zerstören, da sie durch diese Herausforderung

in ihrer Existenz bedroht waren. Aber die Webstühle haben gewonnen; die gewerbliche Weberei verwandelte sich von einer hochqualifizierten Tätigkeit in niedere, untergeordnete Arbeit.

Die Erfindung der industriellen Automatisierung bedeutete, daß eine einzelne Maschine jetzt sehr viele Dinge abarbeiten konnte, aber es bedeutete auch, daß nun ein einzelner Arbeiter, der es gewohnt war viele Tätigkeiten zu verrichten, nur mehr eine einzige Sache machte. Sich Gedanken darüber zu machen wie Produkte hergestellt werden können, wurde nun die Arbeit spezialisierter Ingenieure; um sie auszubilden, wurde in Frankreich im Jahre 1794 die Ecole Polytechnique gegründet und in Britannien wurden, wegen der strategischen Bedeutung, verzweifelte Versuche unternommen, das Abwandern der Ingenieure sowie den Export der Maschinen, die sie entwickelten, zu verbieten.

Bezeichnenderweise litt in Britannien, wo die Trennung von Kunst und Handwerk am weitesten fortgeschritten war, der wissenschaftliche Fortschritt am meisten. Die hervorragenden Entdeckungen der Akustik des neunzehnten Jahrhunderts fanden in Frankreich und Deutschland statt. Dort gab es in den Werkstätten noch einen regen Informationsaus-

tausch, weil sie beides produzierten; nämlich Musikinstrumente und wissenschaftliche Werkzeuge. Ganz im Gegensatz zu England, wo „Handwerk“ bereits zu einem abwertenden Begriff geworden war.¹⁸

Gershenfeld meint, es sei schwierig, jemanden zum Erfinden zu ermutigen, wenn die Werkzeuge fehlen, die ihm zeigen, was er erfinden könnte. Seine Mission besteht nun darin, jungen Menschen diese neuen Werkzeuge zugänglich zu machen. Er betrachtet Technik als wichtige Ausdrucksform und hofft auf eine neue Renaissance. Insbesondere in deutschen Ländern könne man da an eine historische Tradition anschließen:

Deutschland war infolge der Renaissance ein Zentrum wunderbarer neuer Ausdrucksformen in Musik, Malerei und Literatur. Aber schließlich erstarrten diese, während Deutschland äußerst erfolgreich in den technischen Künsten wurde – bei den maschinellen Werkzeugen, die man von

18 Neil Gershenfeld (2007): *Fab: The Coming Revolution on Your Desktop – from Personal Computers to Personal Fabrication*. Basic Books. Kapitel: „The Past“. tinyurl.com/gershenfeld1

der bildenden Kunst abgespalten hatte. Die Maschinenbau-Industrie ist gut und vernünftig, aber sie ist weder Kunst noch Literatur.

Nun wächst eine neue Generation heran, die 3D-Maschinen und die Programmierung von Mikrocontrollern als genauso starke Ausdrucksformen ansieht wie Malen oder Komponieren. Diese Ingenieurskunst, auf die Deutschland so stolz ist, ist ein expressives Medium. Ich bin sicher, dass Maschinenbauer in Deutschland über unsere Geräte als „Kinderspielzeug“ lachen würden. Tatsächlich sind sie aber so exakt und leistungsfähig wie deren Maschinen. Die Konstruktion von maschinellen Werkzeugen ist eine Angelegenheit persönlichen Ausdrucks geworden.

Deutschland ist in beiden Welten erfolgreich gewesen. Um aber wettbewerbsfähig zu bleiben, muss man die Stärke des Maschinenbaus und die Stärke der Malerei zusammen ausspielen. Und das wird nicht in den Unternehmen passieren, sondern in einer Generation, die in einem neuen Umfeld arbeitet.

Und wenn die Menschen erst einmal Kontrolle über ihre eigene Technik bekommen, tolerieren sie nicht mehr den Mist, der angeboten wird. Technik muss dann ansprechend,

expressiv, schön und maßgeschneidert sein. Um das zu erreichen, müssen wir wieder das Feuer der Renaissance entfachen.¹⁹

Ich bin bei solchen euphorischen Ansätzen stets etwas skeptisch. Die Werkzeuge halte ich für weitaus weniger wesentlich als die geistige Einstellung. Grundsätzlich ist es sicherlich die richtige Richtung, und Gershenfelds Projekte sind in der Tat begeisternd. Doch praktisch sehe ich noch wenig Brauchbares. Wenn man sich etwa den Katalog „ausgedruckter“ Gegenstände auf der erwähnten Seite von *shapeways* ansieht, dann handelt es sich doch überwiegend um originelle Staubfänger. Gefährlich ist dabei die Entwertung der Kunst durch die demokratische Verheißung, jeder könne sein eigener Designer sein. Dasselbe ist bisher bei jedem digitalen Werkzeug geschehen, was das Beispiel *Youtube* am deutlichsten illustriert: Es hatte keine Flut an bislang ver-

19 Niels Boeing, „Das Feuer der Renaissance neu entfachen“. Interview mit Neil Gershenfeld. *Technology Review*, 24.3.11. tinyurl.com/boeing11

steckten, genialen Kleinregisseuren und Kamerakünstlern zur Folge, sondern bloß eine Überflutung mit Müll und eine Entwertung des Mediums. Den Gedanken, daß künstlerischer Ausdruck darin erschöpft sei, das auszudrücken, was man in sich trägt, halte ich für irreführend. So werden letztlich nur Simulacren hervorgebracht, die Kakophonie immergleicher Alptraumbilder anstelle wahrer Vielfalt. Mehr zu diesem Begriff später.

Ähnliche Initiativen, den schlummernden Künstlern und Technikern die Werkzeuge zu bieten, wachsen im Netz. Der junge österreichisch-ungarische Unternehmer Tamás Locher, den ich auf Veranstaltungen der Agentur *Mehrblick* kennenlernte, wirkte zum Beispiel am Aufbau des beeindruckenden Projekts *lookk.com* mit. Es handelt sich dabei um eine Plattform, bei der jeder Modeentwürfe hochladen kann. Jene Entwürfe, die die meisten Stimmen bekommen, werden dann von Schneidern in Osteuropa gefertigt. Einerseits ist die dokumentierte Kreativität großartig. Andererseits hat es doch einen bitteren Beigeschmack der Entwertung,

wenn eine hippe Zeichnung schon zum Produkt gereicht. Ganz ähnlich ist es eben bei *shapeways*: Blendet man für einen Moment die euphorische Verheißung aus (jeder ein Künstler!), dann vermitteln die elektronischen Kataloge von Entwürfen doch dieselbe Sinnleere, die ein normaler Schaufensterbummel nach sich zieht. Hier ein Sortiment von Gadgets für unbedeutende Ziele, das an die Setzkästen erinnert, die einmal als Staubfänger an der Wand in Mode waren. Dort ein weiterer *Online-Shop* für Mode, die mit Originalität punkten will, und doch von kollektivem Zuspruch abhängt. Übrigens kann man sich im Netz mittlerweile auch Stoffe nach Belieben zuschicken lassen. Das Projekt *spoonflower.com* erlaubt das Bedrucken von Stoffen nach beliebigen Designs. Eben diese Beliebigkeit aber zerfrißt den Sinn. Man schwelgt einen Moment lang in den unerschöpflichen Möglichkeiten des vollkommen flexiblen Werkzeugs und endet dann doch in der Ernüchterung, daß kein Werk hinreichend bedeutsam dafür scheint.

Ein österreichischer Textilunternehmer, der eines unse-

rer Seminare besuchte, erzählte mir, daß mittlerweile chinesische Seidenstoffe billiger seien als die Rohseide zu ihrer Herstellung, sodaß die heimische Textilindustrie keine Chance mehr habe. Dabei handelt es sich um eine staatliche Verzerrung. Allerdings wird sich der chinesische Staat diese nicht auf Dauer leisten können; die China-Blase steht wohl auch schon kurz vor dem Platzen. Mein Kollege Herbert Unterköfler erzählt mir, daß es in China derzeit täglich eine große Zahl von Aufständen gibt, über die niemals berichtet wird.

Jedenfalls ist es seltsam, daß die Verdrängung durch billigere Alternativen so schnell vor sich geht. Wenn chinesische Seidenstoffe so günstig sind, warum werden sie nicht für Billigzwecke verwendet, sondern verdrängen hochwertige Stoffe aus anderen Materialien? Durch die Einsparungen aufgrund günstigerer Produkte könnte ja durchaus Kaufkraft in edlere Alternativen für besondere Verwendungen fließen. Die aktuellen Geschmacksverwirrungen, die den Luxus erst recht in massenproduziertem Unsinn suchen, lassen die Vorzüge

des Freihandels oft in einem besonders negativen Licht erscheinen. Was sich die Menschen durch billigere Produkte sparen, verkonsumieren sie oft für mehr desselben.

So schaffen *Holodecks* und *Replikatoren* doch wieder nur Scheinwelten. In der Utopie verfeinern die Helden der Raumfahrt auf dem *Holodeck* ihre Fertigkeiten und zelebrieren mittels des *Replikators* ihre kulturelle Vielfalt und Kreativität. In der Wirklichkeit aber handelt es sich doch bloß um Techniken der Simulation, die nicht für die reale Welt stärken, sondern in eine Scheinwelt hinabziehen.

So würde es auch bei der dritten Schlüsseltechnik aus *Star Trek* sein, die jedoch noch in weiter Ferne scheint: Das *Beamen*, der Transport von Menschen durch Umwandlung derselben in Information und Rückwandlung am Zielort. Die einzig theoretisch plausible Umsetzung des Nachbaus eines Menschen nach lichtgeschwinder Übermittlung des Bauplans brächte das unangenehme Dilemma hervor, das Original vernichten zu müssen.

Das „*Beamen*“, von dem manchmal im Zusammenhang mit quantenphysikalischer Forschung die Rede ist, hat damit wenig zu tun und ist eher dem Marketing geschuldet, um in Zeiten des Ingenieurmangels den *Kids* spröde Wissenschaft schmackhaft zu machen. Materieübertragung durch die Verschränkung von Quantenzuständen ist ausgeschlossen und Informationsübertragung mit Überlichtgeschwindigkeit eigentlich ebenso, außer man interpretiert die Spiegelung zufälliger Vorgänge als Informationsübertragung. Doch das *Beamen* würde bei seiner Realisierung ohnedies enttäuschen. Die Fiktion wurde erfunden, um Drehkosten für die Fernsehserie *Star Trek* einzusparen. Besuche fremder Planeten waren so mit einem einfachen Überblendeffekt möglich, ohne Landesequenzen zu erfordern. Auch in der Realität würde es bloß die Reisekosten senken und damit allerdings auch das Reisen noch weiter entwerten. Wenn der Weg nicht das Ziel ist, nagen die Simulationsmöglichkeiten an der Sinnhaftigkeit des Reisens: Ob man sich in die Ferne oder die Ferne ins

Wohnzimmer *beamt*, scheint irrelevant; letzteres ist jedenfalls bequemer und sicherer.

Dagegen spricht, daß die simulierten Realitäten nicht alle für alle Zeit zu vertrösten vermögen, nur manche für eine Weile. Wohlstandskinder, die mit ihren Eltern jährlich in perfekte Urlaubswelten fliegen, sehnen sich oft nach den Slums. Entwicklungshilfeurlaub steht hoch im Kurs; neben Sinn vermittelt dieser auch in besonderer Weise Realität. Doch könnte sich jedermann beliebig in die Ferne *beamen*, so wäre die Ferne nicht mehr fern und mit der Zeit ununterscheidbar vom Hier und Jetzt. Alles würde im Hier und Jetzt aufgelöst, aufgefressen von *Chronos*, der dank des *Beamens* seinen Endsieg über das Reisen errungen hätte.

Fake!

Doch auch die Simulation, als technische Täuschung, trägt im Keim die Ent-Täuschung in sich. Im Netzdiskurs beobachte ich ein Vokabel in erstaunlicher Häufung und mit überraschender Konnotation. Dieser Dis-

kurs wird von pubertären Regungen dominiert, was ein Indiz dafür ist, daß der Zeitgeist im Durchschnitt dem Geist eines etwa 13-jährigen Mädchens entspricht. Das aktuell meistgesehene Video aller Zeiten ist *Charlie bit my finger*, die Aufnahme von zwei Kleinkindern, wobei das eine dem anderen in den Finger beißt.

Anteilmäßig dominieren in der Netzkommunikation wohl kurze Kommentare zu Videos und in Foren. Das Vokabel, das hier besonders häufig auftritt, ist *fake*. Stets hat es einen erbosten Beigeschmack. Das verblüfft mich. Immerhin ist das Netz das Medium der Simulation schlechthin, der *fakeness*. Niemand würde im Kino aufspringen und beleidigt ausrufen: *fake!* Das zeigt, daß das Netz nicht bloß als Unterhaltungsmedium wahrgenommen wird, obwohl das die hauptsächliche Nutzung ist, sondern als vollständiger Lebenskontext. Die Reaktion auf die Simulation, wo sie nicht selbstgewählt scheint, kann deutlich ausfallen und gibt Hoffnung. Sie ist ein Hustenreiz auf die Wahrheit, wie ich ihn schon einmal beschrieben habe, und ein Indiz, daß es eine

menschliche Natur gibt, die sich völliger Formbarkeit widersetzt.

Diese altgriechische Bedeutung von „Natur“ habe ich schon in früheren Scholien beschrieben. Sie wirkt idealistisch, doch die Idee wird eben als die eigentliche, wenngleich oft verborgene Realität erkannt. Die Wahrheit heißt deshalb *aletheia*, das Entborgene. Im fiktiven Universum von *Star Trek* ist das Volk der *Borg* ein vollends vernetztes, gleichgeschaltetes Kollektiv. Der deutsche Theologe Robert Spaemann beschreibt, wie das Streben nach Wahrheit als verborgenes Sehnen des Menschen erst entborgend wird, wenn wir davor stehen, ver**Borgt** zu werden, gewissermaßen als Autoimmunreaktion gegen glücksbringende Drähte:

Und doch wehrt sich der Mensch instinktiv dagegen, es nur mit Simulation zu tun zu haben. Stellen wir uns vor, es würde uns angeboten, von jetzt an bis zu unserem Ende, immer in einem Zustand höchster Euphorie zu leben. Wir würden das Beispiel eines solchen Menschen vorgeführt bekommen. Er liegt auf einem Operationstisch, er ist bewusstlos. In sein Gehirn werden Drähte eingeführt, die bestimmte Gehirnre-

gionen stimulieren und in ihm diesen euphorischen Zustand erzeugen, einen Zustand, der andauern wird bis ins hohe Alter, wo dann der Mensch durch eine sanfte Spritze getötet wird, ohne dass er davon etwas merkt. Und nun würden wir gefragt, ob wir ebenso behandelt werden möchten wie dieser Mensch. Ich denke, es wird nur sehr wenige Menschen geben, die bereit wären, ihr gewöhnliches, banales, teils vergnügtes, teils trauriges, teils langweiliges Leben zu tauschen gegen diese Euphorie. Warum? Der so behandelte Mensch ist doch offensichtlich aufs Höchste zufrieden. Ja, aber wir wollen diese Art von Zufriedenheit nicht. Wonach Menschen verlangen, ist nach wie vor Wirklichkeit, ist Wahrheit.²⁰

Natürlich gibt Spaemann der Simulation auch eine theologische Deutung, sie sei nicht nur Wirklichkeitser-satz, sondern gewissermaßen Götzendienst:

Die perfekte Simulation ist die, welche man von dem Original gar nicht mehr unterscheiden kann. Und so gehen die

20 Robert Spaemann: "Wahrheit spricht mit leiser Stimme", Kölner Stadt-Anzeiger, Nr. 136, 13.6.2008. tinyurl.com/spaemann

Menschen unmerklich dazu über, die Wirklichkeit selbst für nichts anderes als ihre Simulation zu halten. Die Computer sollen so menschenähnlich sein wie möglich. Und am Ende bilden wir uns ein, wir seien selber nichts als unsere Computer. Dabei fällt einem der Vers des Psalms ein über die Heiden, die ihre handgemachten Götter verehren: „Sie sehen nicht, sie hören nicht, sie gehen nicht, sie riechen nicht.“ Und dann fährt der Psalmist fort: „Ähnlich werden ihnen die, die sie machen.“

Je realistischer die Götzen werden, desto schwerer wiegt ihre Unwirklichkeit. Wie Roger Scruton es schon so einleuchtend beschrieb: Die Simulation setzt Trugbilder anstelle der Vorstellungskraft. Scruton nannte diese Aspekte *fantasy* versus *imagination*, und wählte damit leider etwas irreführende Bezeichnungen. Richtiger wäre es, vom Phantasma zu sprechen, das schon die alten Griechen von der Phantasie unterschieden. Paradoxerweise übertrifft das fotorealistische Bild eine Handzeichnung nicht nur an Realismus, sondern vielmehr auch an *fakeness*.

Diese paradoxe Beziehung zwischen Realismus und

Irrealität läßt sich insbesondere in der Kunst beobachten. Die Grenze, die entlang des Kitsches verläuft, ist eng. Wie schon früher scholiert, hat der Kitsch eine Authentizitätsproblem. Paradox ist eben, daß es das Bemühen um Authentizität ist, das sich verdächtig macht. Wenn der österreichische Bundeskanzler Faymann um 180.000 Euro ein *Facebook*-Profil professionell anlegen läßt, um Authentizität zu kommunizieren, so kann das nur in die Hose gehen: *Failmann!*

Besonders eindrücklich findet sich diese paradoxe Beziehung bei der Gestaltung von Simulationen bestätigt. Hier gibt es ein Phänomen, das als *uncanny valley* bezeichnet wird („unheimliches Tal“). Man würde annehmen, daß Roboter uns mit zunehmender Menschenähnlichkeit immer vertrauter würden. Ab einer gewissen Stufe kehrt sich die Beziehung jedoch um: allzu menschnahe Simulationen stoßen uns ab. Das nahezu perfekt realistische Imitat bringt Kinder zum Weinen und jagt Erwachsenen einen Schauer über den Rücken. Wir spüren, daß etwas nicht stimmt. Die Fran-

kensteinschen Geschöpfe realitätsschaffender Demiurgen erscheinen uns wie Zombies, zu unwirklich, um uns zu täuschen, aber zu wirklich, um uns kalt zu lassen.

Doch offenbar läßt sich diese Ekelschwelle bewußt überspielen. Der Mensch als Geisteswesen ist zu verblüffender Verbergung seiner Natur fähig. Es gibt heute Sexpuppen am Markt, die aus Silikon so perfekt Frauen nachgeformt sind, daß sie dem Unternehmen große Gewinne durch beziehungsunfähige Männer bescheren. Es ist trist, aber zugleich berührend, in welchem Maße diese Kunden Beziehungen mit den Silikonpuppen eingehen.²¹ Vermutlich handelt es sich aber um ein Randphänomen analog zu anderen Fetischen. Der treue Leser erinnert sich an die Warnung Scrutons, der die Dominanz von Fetischen ansah als Vorbote der

Umwandlung des Menschen in eine Puppe, die wir in einem Augenblick mit Küssen überdecken um im nächsten Au-

21 Meghan Laslocky: "Real Dolls: Love in the Age of Silicone". tinyurl.com/laslocky

genblick in Stücke reißen.²²

Ich kann mir gut vorstellen, daß die Beziehung zu den perfekten Sexpuppen einen manischen Charakter hat: Sinnliche Hypes wechseln sich ab mit Phasen des Selbsthasses und Selbstekels, der sich auf die stummen Gefährtinnen entläßt.

Befreiung aus der Matrix

Die perfekte Simulation, die noch der finalen Umsetzung harrt, wird möglicherweise einen besonders starken Nachgeschmack von Unwirklichkeit zurücklassen. Das ist das Szenario der berühmten „Matrix“-Filmreihe der Wachowski-Brüder, die so wie andere Filme mit ähnlichen Motiven Ahnungen des Zeitgeists ausdrückt. In diesem Szenario leben die Menschen in einer Scheinwelt, die so perfekt simuliert ist, daß die Täuschung nicht erkennbar ist, sie kann nur gefühlt werden: als schlummernde Ahnung, daß etwas nicht stimmt.

22 Roger Scruton (2009): Beauty. Oxford University Press. S. 190
tinyurl.com/scruton5

Die Hauptfigur des Films wird mit folgender Ansprache ent-täuscht:

Ich will dir sagen, wieso du hier bist. Du bist hier, weil du etwas weißt. Etwas, das du nicht erklären kannst. Aber du fühlst es. Du fühlst es schon dein ganzes Leben lang, dass mit der Welt etwas nicht stimmt. Du weißt nicht was, aber es ist da. Wie ein Splitter in deinem Kopf, der dich verrückt macht. Dieses Gefühl hat dich zu mir geführt.

Alle Darsteller der Filmtrilogie mußten ein Buch des postmodernen Philosophen Jean Baudrillard lesen, um sich auf ihre Rolle vorzubereiten: *Simulacra und Simulation*.²³ Das Buch ist nicht sonderlich empfehlenswert; es setzt die moderne Gesellschaft nagendem Zweifel aus, zernagt dabei aber gleich die gesamte Wirklichkeit und damit auch jede Grundlage der Kritik. Grotesk etwa ist die Klage, man könne keine revolutionären antibourgeoisen Taten, wie etwa einen Banküberfall, simulieren, ohne daß die herrschende Gesellschaft sogleich mit der

23 Jean Baudrillard (1994): *Simulacra and Simulation*. University of Michigan Press. tinyurl.com/ baudrillard1

Realität von Polizeischüssen antworte und damit die Simulation auf das primitive Niveau der dominanten Wirklichkeit herabziehe.

Dennoch bieten das Buch und der Autor selbst Anschauungsmaterial für die Probleme der Moderne mit der Realität. Baudrillard beginnt sein Buch, indem er sich auf eine Erzählung des berühmten surrealistischen Argentiniers Jorge Luis Borges bezieht. Darin beschreibt ein fiktiver Reisender anhand eines besuchten Königreichs die Grenzen der Wissenschaft:

En aquel Imperio, el Arte de la Cartografía logró tal Perfección que el Mapa de una sola Provincia ocupaba toda una Ciudad, y el Mapa del Imperio, toda una Provincia. Con el tiempo, estos Mapas Desmesurados no satisficieron y los Colegios de Cartógrafos levantaron un Mapa del Imperio, que tenía el Tamaño del Imperio y coincidía puntualmente con él. Menos Adictas al Estudio de la Cartografía, las Generaciones Siguientes entendieron que ese dilatado Mapa era Inútil y no sin Impiedad lo entregaron a las Inclemencias del Sol y los Inviernos. En los Desiertos del Oeste perduran despedazadas Ruinas del Mapa, habitadas por Animales y por Mendigos; en todo el País no hay otra reliquia de

In diesem Reich hatte die Kunst der Kartographie eine solche Perfektion erreicht, daß die Karte einer einzigen Provinz eine gesamte Stadt ausfüllte und die Karte des Reichs eine ganze Provinz. Mit der Zeit reichten diese maßlosen Karten nicht mehr aus, und die Kartographenschulen erstellten eine Karte des Reichs, die selbst das Ausmaß des Reichs hatte und punktgenau mit diesem übereinstimmte. Die folgenden Generationen, die für die Kartographie weniger Leidenschaft hatten, erkannten, daß diese ausgeweitete Karte nutzlos war, und setzten sie etwas respektlos der Härte der Sonne und des Winters aus. In den Wüsten des Westens überdauerten verstreute Kartenruinen, die von Tieren und Bettlern bewohnt wurden; im gesamten Land sind keine anderen Relikte der geographischen Disziplinen geblieben.

Baudrillard hält die modernen Staaten für noch viel seltsamer als dieses surreale Reich. Letzteres habe eine Scheinwelt in direkter Repräsentation einer zugrunde-

24 Jorge Luis Borges (1935): "Del rigor en la ciencia", in: Historia Universal de la Infamia. tinyurl.com/borges1

liegenden Realität aufgebaut. Die Moderne hingegen habe Simulationen hervorgebracht, die hyperreal sind, indem sie keinerlei Realität für ihre Existenz benötigen. Dabei hätten sich die Zeichen emanzipiert, die Simulationen seien zu *Simulacra* geworden, die für sich selbst stehen. Borges Gedankenexperiment darf als Kritik an der strengen Wissenschaft verstanden werden, deren Behelfe an die Stelle der Wirklichkeit treten können. Doch die Kartographie ist immerhin eine „exakte Wissenschaft“.

Ratlose Ökonomen

Baudrillard erwähnt Modelle, und man muß unweigerlich an die Ökonomie denken. Die Ansätze moderner Ökonomen sind in der Tat oft *Simulacra*. Auf amüsante Weise trat dies wieder einmal anlässlich der Pressekonferenz zur Vergabe des falschen „Nobelpreises“ für Ökonomie zu Tage, bei dem Alfred Nobel wohl jedesmal im Grab rotiert. Als die frischgebackenen Preisträger irrtümlicherweise von naiven Journalisten zur wirt-

schaftlichen Realität und nicht bloß zu ihren Modellen befragt wurden, reagierten sie geradezu übertölpelt. Man mußte fast Mitleid mit ihnen haben, wie sie da plötzlich ins Stottern kamen. *Fake!*²⁵

Noch mehr *fake* war aber leider der Zusammenschnitt von Peter Schiff, über den ich darauf aufmerksam wurde.²⁶ Schiff ist ein populärer Vertreter der Wiener Schule in den USA; hier war er aber gar zu populär und gab den typischen *Talk Radio Host* - ein nicht sehr sympathischer, sehr amerikanischer Typus nach dem Modell des populistischen Predigers einer radikalen Gemeinde. Der Zusammenschnitt erweckt den Eindruck, als hätten die „Nobelpreisträger“ gar nichts zu sagen gehabt. Dem war leider nicht so. Zwar waren sie sich der Realitätsferne ihres Forschungsgebiete durchaus selbst bewußt. Christopher Sims etwa sagte wörtlich: „Die mo-

25 Princeton news conference with Nobel Prize in economics winners. (Fragen ca. ab der 14. Minute). tinyurl.com/princeton11

26 How to silence a Nobel Prize winning economist: Ask him about the economy. Youtube-Video. tinyurl.com/schiff5

derne Makroökonomik ist eine breite Ansammlung von Zeug, das sich alles gegenseitig widerspricht.“ Die Reize ihres Tagesgeschäfts bestehen darin, sich gegenseitig ob der Irrelevanz ihrer *papers* zu necken; Sims hat es seinem Kollegen bis heute nicht verziehen, daß dieser in einem *paper* nachwies, Sims‘ Ansatz sei sogar zu irrelevant, um *policy advice* zu geben. Selbst würde das niemals ein Ökonom von sich behaupten, er schon gar nicht, versicherte er.

Eigentlich sollte man es Wissenschaftlern zugute halten, wenn Sie mit Ratschlägen vorsichtig sind. Ich werde ebenfalls oft angefragt, aktuelle Entwicklungen zu kommentieren. Insgeheim erwartet man sich dabei natürlich einen Blick in die Kristallkugel. Fängt man an zu spekulieren, fällt man aber nur allzu schnell in eine Schublade. Denn prospektive Aussagen liegen stets nahe an normativen. Außerdem werden heute Kommentare erwartet, die so konzise sind, daß sie innerhalb der durchschnittlichen Aufmerksamkeitsspanne liegen. Erklär mir die Welt in 140 Zeichen! Schließlich kommt

hinzu, daß sich die Gegenwart im tieferen, wissenschaftlichen, objektiven Sinne überhaupt nicht verstehen, sondern nur auf der Grundlage von Wissen und Erfahrungen subjektiv deuten läßt. Egon Friedell übertreibt nicht viel, wenn er schreibt:

Vergangenheitsgeschichte ist kaum möglich, Gegenwartsge-
schichte unmöglich, und zwar aus einem sehr einfachen
Grunde: eben weil sie von der vorhandenen, sichtbaren, kör-
perlichen Gegenwart handelt. Denn es gibt nichts Unver-
ständlicheres als den Augenblick und nichts Unwirklicheres
als die physische Existenz. Der Nebel der Ungewißheit, statt
sich zu lichten, verdickt sich mit jedem Tage der Annähe-
rung an das Heute, und wir haben von Zeitläuften, Perso-
nen, Ereignissen, die »zu uns gehören«, ungefähr ebenso
treffende Bilder wie von unseren nächsten Familienangehö-
rigen, denen wir Liebe oder (seit Freud) Haß entgegenbrin-
gen, aber niemals Erkenntnis.

Was sehr weit zurückliegt, ist bereits vom silbernen Glanze
der Poesie umflossen und tritt mit jenem unwiderleglichen
Identitätszeugnis vor unser Antlitz, das nur sie besitzt: es ist
vollkommen »wahr« geworden. Was einigermaßen zurück-
liegt, hat im ausscheidenden, ausgleichenden, fällenden, rei-

nigenden Gange der Kollektiverinnerung Wahrscheinlichkeit erlangt: es ist »historisch« geworden. Die Geschichte der Gegenwart aber befindet sich erst im Status eines schwebenden Prozesses, in dem bloß die vertuschenden Advokaten, die gehässigen Ankläger, die einfältigen oder boshaften Sachverständigen, die falschen oder voreingenommenen, eingeschüchterten oder wichtigtuerischen Zeugen zu Worte kommen. ... Die Geschichte der Gegenwart jedoch hat zu ihrem Mundstück bloß den Geist des »Herausgebers«, eines verschlagenen, zelotischen, mit der eisernten Entschlossenheit zur Lüge gepanzerten Geschöpfes, das nur sich und seinem Parteidogma dient: ob es sich hierbei um die Herausgabe von Schulbüchern oder Blaubüchern, diplomatischen Noten oder Generalstabsberichten oder aber um wirkliche Journale handelt, macht keinen Unterschied: alle Beiträge zur Gegenwartsgeschichte haben den Wahrheitswert der Zeitung. Um zur historischen Wahrheit zu gelangen, hat man daher nur dreierlei stets und gewissenhaft zu beobachten: gläubige Ehrfurcht vor der Heiligkeit der poetischen Geschichte, leichtgläubiges Vertrauen in das si-

chere Taktgefühl der überlieferten Geschichte und tiefstes Mißtrauen gegen die Blödsichtigkeit und Falschmünzerei der »Zeitgeschichte«.²⁷

Auch die Widersprüchlichkeit muß man angesichts dieser Schwierigkeiten etwas verteidigen. Ich würde der ökonomischen Zunft nicht die Widersprüche ankreiden, sondern eher den Mangel an Widerspruch. Nur eine Art von Widerspruch ist überreichlich, und unbewußt deutet diesen wohl auch Sims an: der Widerspruch zur Realität. Wieder kann ich Friedell nur zustimmen in seiner Ehrenrettung der guten, der fruchtbaren Widersprüchlichkeit, die sich von der falschen unterscheidet, indem sie die Nähe zur Wirklichkeit sucht, um sie in all ihren Facetten zu durchdringen und zu verstehen. Er bemerkt, daß

gerade die größten Menschen gezwungen sind, sich fortwährend zu widersprechen. Sie sind ein Nährboden für mehr als eine Wahrheit; alles Lebendige findet in ihnen sei-

27 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit, S. 940-942

nen Humus. Daher sind die Gewächse, die sie hervorbringen, vielartig, verschiedenfach und bisweilen ganz entgegengesetzter Natur. Sie sind zu objektiv, zu reich, zu verständig, um nur eine Ansicht über dieselbe Sache zu haben. ... Das, was man die »Wahrheit« über irgendeine Sache nennen könnte, ist nämlich weder die Behauptung A noch die kontradiktorische Behauptung non-A, sondern die zusammenfassende und gewissermaßen auf einer höheren geistigen Spiralebene gelegene Einheit aus diesen beiden einander widersprechenden Urteilen. Die ganze geistige Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist ein solches Ringen um jene wahren Mittelbegriffe, in denen zwei einseitige und daher falsche Betrachtungsarten der Wirklichkeit ihre harmonische Lösung finden. Bekanntlich hat Hegel auf dieser Erkenntnis ein weitläufiges Philosophiegebäude errichtet, in dem er an alles und jegliches mit seinem ebenso einfachen wie fruchtbaren Schema: These – Antithese – Synthese herantrat, und es ist der bezwingenden Macht dieser weisen und tiefsinnigen Entdeckung zuzuschreiben, daß das hegel'sche System ein halbes Jahrhundert lang eine fast absolutistische Herrschaft über alle Kulturgebiete ausübte und alle geistig Schaffenden, ob es Physiker oder Metaphysiker, Künstler oder Juristen, Hofprediger oder Arbeiterführer wa-

ren, sozusagen im hegelschen Dialekt sprachen.²⁸

Dabei bezieht sich Friedell auch auf Ralph Waldo Emerson, den großen amerikanischen Transzendentalisten und Lehrer Henry David Thoreaus. Eine Passage aus Emersons hochaktuellem Werk *Self-Reliance* (das Wort ist eine schöne, englische Umschreibung der Unabhängigkeit) ist im englischsprachigen Raum besonders berühmt:

A foolish consistency is the hobgoblin of little minds, adored by little statesmen and philosophers and divines. With consistency a great soul has simply nothing to do. He may as well concern himself with his shadow on the wall. Speak what you think now in hard words, and to-morrow speak what to-morrow thinks in hard words again, though it contradict every thing you said to-day. — 'Ah, so you shall be sure to be misunderstood.' — Is it so bad, then, to be misunderstood? Pythagoras was misunderstood, and Socrates, and Jesus, and Luther, and Copernicus, and Galileo, and Newton, and every pure and wise spirit that ever took flesh. To be great is to be misunderstood. Let us affront and re-

28 Ebd., S. 50

*primand the smooth mediocrity and squalid contentment of the times, and hurl in the face of custom, and trade, and office, the fact which is the upshot of all history, that there is a great responsible Thinker and Actor working wherever a man works; that a true man belongs to no other time or place, but is the centre of things. Where he is, there is nature. He measures you, and all men, and all events. Let a man then know his worth, and keep things under his feet. Let him not peep or steal, or skulk up and down with the air of a charity-boy, a bastard, or an interloper, in the world which exists for him.*²⁹

Närrische Konsistenz ist der Dämon kümmerlicher Geister, bewundert von kümmerlichen Politikern, Philosophen und Geistlichen. Mit Konsistenz hat eine große Seele nichts zu schaffen. Das wäre, als ob man sich mit seinem Schatten an der Wand befassen würde. Sprich in harten Worten aus, was du heute denkst, und morgen in ebenso harten Worten, was du morgen denkst, selbst wenn es allem widerspricht, das du heute sagtest. — „Ach, so wirst du doch sicherlich mißverstanden!“ — Ist es denn so schlecht, mißverstanden zu

29 Ralph Waldo Emerson (2011): Self Reliance. Zuerst 1841. tinyurl.com/emerson11

werden? Pythagoras wurde mißverstanden, ebenso Sokrates, Jesus, Luther, Kopernikus, Galileo und Newton, wie jeder reine und weise Geist, der jemals Fleisch wurde. Größe ist gleichbedeutend damit, mißverstanden zu werden. Laßt uns die abgeschliffene Mittelmäßigkeit und armselige Zufriedenheit unserer Zeit vor den Kopf stoßen und tadeln, und Tradition, Wirtschaft und Behörden jene Tatsache entgegenhalten, das Fazit aller Geschichte: daß überall dort, wo ein Mensch seiner Arbeit nachgeht, ein großartiger, verantwortungsfähiger Denker und Akteur am Werk ist; daß ein wahrer Mensch keiner anderen Zeit und keinem anderen Ort angehört, sondern selbst der Mittelpunkt der Dinge ist. Wo er ist, ist die Natur. Er ist dein Maßstab, und der Maßstab aller Menschen und Ereignisse. Laß den Menschen seinen Wert wissen und stelle keine Dinge über ihn. Laß nicht zu, daß er verschüchtert hervorlugt und stehlen und sich verstecken muß wie ein Bettelknabe, ein Hurensohn oder ein Eindringling, in der Welt, die für ihn existiert.

Die ideologische Übertreibung Emersons ist ein verständliches Motiv, das bei vielen diesmal scholierten Passagen durchdringt. Ich werde darauf zurückkommen; bleiben wir noch einen Moment bei unseren bedrängten

Ökonomen. Laut Friedell sind dem rechtschaffenen Denker eigentlich nur zwei Wege möglich: langweilen oder irritieren. So betrachtet nämlich

liegt es im Schicksal jeder sogenannten »Wahrheit«, daß sie den Weg zurücklegen muß, der von der Paradoxie zum Gemeinplatz führt. Sie war gestern noch absurd und wird morgen trivial sein. Man steht also vor der traurigen Alternative, entweder die kommenden Wahrheiten verkünden zu müssen und für eine Art Scharlatan und Halbnarr zu gelten, oder die arrivierten Wahrheiten wiederholen zu müssen und für einen langweiligen Breitreter von Selbstverständlichkeiten gehalten zu werden ...³⁰

Sims und Sargent entscheiden sich zur Langeweile. Sie versuchen nun verzweifelt die Etiketten abzuschütteln, die man ihnen gleich anlegte. Erleichtert hatten einige Medien nämlich angenommen, mit den beiden wären endlich Nicht-Keynesianer und Nicht-Linker zu Ehren gelangt. Bei solch ehrabschneidenden Gerüchten mußten sie natürlich reagieren. Sie seien vielmehr Nicht-

30 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 49f

Nicht-Keynesianer und Nicht-Nicht-Linke, ließen sie die *New York Times* wissen. Es liegt, wie man sieht, nicht allzu fern, die Geisteshaltung der Postmoderne als Nihilismus zu bezeichnen - nach dem Wahnsinn der Ismen mußte notwendigerweise der Nichts-Ismus kommen. Die *New York Times* versuchte also eine Ehrenrettung der Preisträger, die darin gipfelte, es sei alles so furchtbar kompliziert, darum würden sie sich keiner „Philosophie“ (sic!) verschreiben:

Sie erhielten die Preise für ihre lebenslange theoretische und statistische Arbeit zu den Kausalbeziehungen zwischen Regierungsmaßnahmen und der Wirtschaft. Dabei handelt es sich um immens komplizierte Angelegenheiten, und keiner der beiden Männer ist es gewohnt, seine Ansichten in mundgerechte Happen herunterzubereiten.³¹

31 Jeff Sommer: „The Slogans Stop Here“, *New York Times*, 29.10.2011. tinyurl.com/sommer5

Wandlungsfähige Zentralbankiers

Doch nicht alle Ökonomen entscheiden so. Manche sind durchaus zu wundersamen Wandlungen ihrer Philosophie fähig. Denn natürlich ist auch die nihilistische Nicht-Philosophie Philosophie, eine besonders einseitige, kleinkarierte nämlich. Ein solches Wunder erlebte ich unlängst in Luxemburg. Ich war als Redner zu einer großen, internationalen Konferenz von Zentralbankiers eingeladen. Der Leser mag sich wundern und ahnt bereits Schlimmes. Ein Freund bemerkte, so habe es auch mit Alan Greenspan einst angefangen. Ich bin zwar oft als Vortragender auf Reisen, leider meist mit dem Flugzeug, weil man stets in der Ferne mehr gilt als daheim. (Nach Österreich kann man mich leider nicht „als Experten einfliegen“.) Aber in der Tat waren die Verlockungen diesmal besonders groß. Schon angesichts des Rahmenprogramms der Konferenz, die keine Kosten scheute, um mich mit Hummer und Champagner anzufüllen, war klar, daß ich mich nahe der Quelle der Geldes befand. Paradoxerweise hatten die Zentralban-

ker romantische Gelüste. Eine ganze Burg mit eigenen Trompetern und professionellen Hofnarren war für ein Dinner gemietet. Über einen langen roten Teppich schritten die Herren unserer Zeit zu Fanfarenklängen durch das Burgtor. Leider durften die Hofnarren nur jonglieren und harmlose Witze machen.

Im Saal der Europäischen Investment Bank, der einem Parlament nachempfunden ist, nahm ich auf der Regierungsbank Platz und stellte mich auf Enttäuschung meiner Gastgeber ein. Neben mir saß einer der berühmtesten britischen Ökonomen der Gegenwart, Lord Desai. Wie John M. Keynes war der indisch-stämmige Meghnad Desai geadelt worden, was nichts Gutes verhieß. Der Adel ist in Großbritannien zu einer Pfründe der Parteipolitik geworden. Der Labour-Regierung besonders genehme Ökonomen werden so für ihr Wohlverhalten belohnt.

Da geschah Seltsames. Der große Lord wollte so ziemlich dasselbe sagen wie ich und nutzte nun seine Rede dafür, meinen Worten nochmals Nachdruck zu verleihen.

hen. Das war freilich sehr günstig für mich. Lord Desai hatte sich nämlich in der Zwischenzeit vom Marxisten zum Hayekianer gewandelt, bzw. nennt er sich heute einen marxistischen Hayekianer. Um nicht zu langweilen, hatte sich Desai offenbar dazu entschlossen, für jede Seite nunmehr den Halbnarren abzugeben und die Widersprüche der Welt offen zu zelebrieren, anstatt bei der Widersprüchlichkeit unrealistischer Ökonomie Zuflucht zu suchen. Stolz erzählte er mir, daß er die Bedeutung Carl Mengers entdeckt und bereits eine Doktorarbeit über diesen betreut hätte. Wer hätte gehahnt, daß es ein Marxist und ehemaliger Labour-Politiker sein würde, der die Österreichische Schule zurück an die *London School of Economics* bringen würde? In der Tat sind nämlich die Langweiler in der Zunft, ob „links“ oder „rechts“, viel zu feige dafür.

Nach meinem Vortrag, der eine angesichts des betriebenen Aufwands peinlich-absurde Kürze haben mußte, um in das dichte Programm zu passen, erlebte ich noch mehr Wunder. Zentralbankiers aus Asien kamen auf

mich zu, um zu erfahren, wo man denn diese Österreichische Schule studieren könnte. Ihre Ausbildung hatten sie zum Teil noch in sozialistischen Regimen erfahren. Die Adaptierung dieser planwirtschaftlichen Grundlagen auf die neue Weltordnung schien erstaunlich leicht zu fallen. Insbesondere die jungen Zentralbankiers aus aller Welt machten einen positiven Eindruck: intelligente, fleißige, offene Menschen, allesamt die Elite ihres Landes. Leider spielt sich ihr Leben in einer völligen Parallelwelt ab, einer abgeschlossenen Simulation. Sie verbringen jede Nacht in einem anderen Luxushotel irgendwo auf der Welt und jetten von Konferenz zu Konferenz. Financiers der Konferenzen sind meist Geschäftsbanken, die groß ins Geschäft kommen wollen. In dieser Scheinwelt treten sie als Optimierer von Sachzwängen auf, als Ingenieure der Geldordnung, die über die rostigen Leitungen schimpfen können, aber letztlich doch nur Lecks zu stopfen haben. Auch in diesem Milieu sind die Feiern so exzessiv wie unter der Brüsseler Bürokratenelite, wenn der eingeflogene DJ bei

kostenlosen Cocktails auflegt. Wenn schon Wirklichkeitsflucht, so soll man wenigstens seinen Spaß dabei haben.

Die EU als Simulacrum

Der Realismus der Langweiler hingegen ist keineswegs die bessere Option. Der Rat, den Sargent bei der Pressekonzferenz den Europäern gab, war zwar in der Tat relevanter als was sein Kollege Sims zu sagen hatte, doch wenig erfreulich. Er empfahl, den amerikanischen Weg einer vollkommenen Zentralisierung weiterzugehen und beschrieb das Hamiltonsche Projekt. Alexander Hamilton hatte einst in der großen Verschuldung der Einzelstaaten den Hebel zur Zentralisierung gefunden. Er nationalisierte die Schulden und finanzierte sie durch neue Bundeseinnahmen. Dasselbe schlägt Sargent für Europa vor: Alle Schulden der Einzelstaaten zu EU-Schulden zu machen, dann die Steuern der EU zuzuweisen und sukzessive zu erhöhen. Das ist freilich der naheliegende Weg für jeden Effizienz-„Ökonomen“. Doch, leider, so klagen diese Experten, scheitere dies an

der Politik. In der Tat ist in Europa keine Spur eines politischen Genies wie Alexander Hamilton zu finden. Seien wir froh darüber! Die Sehnsucht nach besseren Politikern bei unveränderten Strukturen ist ein naiver und gefährlicher Holzweg. Sollte ein Ausnahmetalent anstelle der Ashtons und Rompuys treten, womöglich noch mit tadellosem Lebenswandel, wäre es um Europa geschehen und der künstliche EU-Nationalstaat würde in einem Kraftakt der Hybris an dessen Stelle treten. Es gibt kein richtiges Leben im falschen – dieser Satz von Adorno ist nicht wahr, aber sehr richtig. Sobald sich eine semantische Ordnung von der Realität emanzipiert hat, greift alles in ihr ins Leere.

Die EU ist das vollendete Simulacrum, dessen Stabilität nun schon beängstigend religiös beschworen wird. Der Europäische „Stabilitätsmechanismus“ soll unseren Verwaltern freie Hand geben. Der Vertrag sieht etwa folgendes vor:

Das Grundkapital beträgt 700.000.000.000 EUR ... Der Geschäftsführende Direktor ruft ausstehende und noch

nicht geleistete Einlagen auf das Grundkapital bei Bedarf rechtzeitig ab, um einen Verzug des ESM bezüglich einer regelmäßigen oder sonstigen Zahlungsverpflichtung gegenüber seinen Gläubigern zu vermeiden ... Die ESM-Mitglieder sagen hiermit unwiderruflich und bedingungslos zu, bei Anforderung jeglichem gemäß vorliegendem Absatz durch den Geschäftsführenden Direktor an sie gerichteten Kapitalabruf binnen 7 (sieben) Tagen nach Erhalt dieser Anforderung nachzukommen. ... Der Gouverneursrat prüft regelmäßig ... das maximale Ausleihvolumen und ob das genehmigte Grundkapital des ESM hierfür angemessen ist. Er kann die Änderung des Grundkapitals beschließen ... Die neuen Anteile werden den ESM-Mitgliedern gemäß dem in Artikel 11 und in Anlage 1 definierten Beitragschlüssel zugeteilt. ... Das Eigentum, die Finanzmittel und Vermögenswerte des ESM sind unabhängig davon, wo und in wessen Besitz sie sich befinden, von Zugriff durch Durchsuchung, Beschlagnahme, Einziehung, Enteignung und jede andere Form der Inbesitznahme, Wegnahme oder Zwangsvollstreckung durch Regierungshandeln oder auf dem Gerichts-, Verwaltungs- oder Gesetzesweg befreit. ... Die Archive des ESM und alle ihm gehörenden oder in seinem Besitz befindlichen Dokumente im Allgemeinen sind

unverletzlich. ... Die Räumlichkeiten des ESM sind unverletzlich. ... Die Gouverneursratsmitglieder, stellvertretenden Gouverneursratsmitglieder, Direktoren, stellvertretenden Direktoren, der Geschäftsführende Direktor und das Personal genießen Immunität von der Gerichtsbarkeit hinsichtlich der in ihrer amtlichen Eigenschaft vorgenommenen Handlungen und Unverletzlichkeit in Bezug auf ihre amtlichen Schriftstücke ...

Die Betonung der Immunität hinterläßt einen bitteren Beigeschmack. Es ist zwar verständlich, daß man sich gegen die weitere Polarisierung absichern muß, die Nationalstaaten gegeneinander ausspielen wird. Es ist auch kein besonders unrealistisches Szenario, in naher Zukunft ESM-Kommissäre von Galgen baumeln zu sehen, die aus dem Holz griechischer Zypressen gezimmert sind, in die der Blitz einschlug, wie man das in der Antike so handhabte. Die unheilvollen Ahnungen der Vertragsjuristen aber haben doch auch eine unheilvolle Basis. Werner Rügemer, Experte für Bankenkriminalität und nach eigenem Bekunden „interventionistischer Philosoph“, kreierte in einem Vortrag zurecht

an:

Insolvenzverschleppung und -verhinderung ist in allen westlichen Staaten nach den geltenden Gesetzen eine Straftat. Die Regierenden und Bankverantwortlichen aller großen westlichen Staaten sind also gegenwärtig Straftäter.³²

Ich lauschte seiner Brandrede letztes Jahr in Liechtenstein. Rügemer spricht sonst eher vor *attac* und der Rosa Luxemburg-Stiftung vom Ende des „Neoliberalismus“ und den Verbrechen der *Bankster*. Irrtümlicherweise hatten ihn diesmal „neoliberale“ Banker eingeladen; wohl als Mittel gegen die Langeweile – derselbe Grund, aus dem mich Zentralbankiers einladen. Und in der Tat liegt Rügemer weitgehend richtig, blendet nur die andere Seite ein wenig aus. Die Insolvenzen, die verschleppt werden, sieht er nur im Bereich der Banken und Großindustrie. Doch die allergrößte, verschleppte Insolvenz

32 Werner Rügemer: „Subvention, Korruption, Marktzerstörung“. Referat bei der 6. Gottfried von Haberler-Konferenz 24.9.2010, Vaduz/Liechtenstein. tinyurl.com/ruegemer

ist die des Staates selbst. Dabei nimmt Rügemer die Perspektive der sehr empfehlenswerten Dokumentation *Inside Job* an. Diese hat den Keim, der zu *Occupy Wall Street* führte, genährt, indem sie die Korruption der Politik durch die Banken nachweist. Die in der Dokumentation kritisch interviewten „Experten“ machten allesamt einen besonders schlechten Eindruck. Ihre Korruption scheint ihnen so selbstverständlich geworden zu sein, daß sie nicht einmal Worte zu ihrer Verteidigung parat haben. Rügemer analysiert:

Die klassische Form der Korruption ist die direkte, heimliche Subventionierung gewählter, ungewählter oder zum Amt drängender Politiker und von Staatsbeamten. Diese Art Korruption hat zwei wesentliche Ausprägungen: Zum einen die ad hoc-Korruption, um einzelne Entscheidungen durchzusetzen, etwa über ein Gesetz, einen einzelnen Bauauftrag, eine einzelne Subvention; zum anderen die heimliche, private Dauerfinanzierung politischer Parteien in westlichen Demokratien, die dauerhafte Beteiligung von Diktatoren an privaten Unternehmen etwa von Ölkonzernen. ...Neue und nicht strafbare Formen der Korruption sind

etwa „Beiräte“, in die Politiker von Banken und Energiekonzernen berufen werden; ohne etwas Definiertes leisten zu müssen, erhalten die Mitglieder solcher Beiräte für gelegentliches und unverbindliches Zusammenkommen eine Zahlung. Institutionelle Investoren und Versicherungskonzerne bezahlen amtierende und Ex-Politiker als hochdotierte Redner, wobei für die Höhe des Honorars die Qualität der Rede keine Rolle spielt. Lobbyisten sponsern getürkte Bürgerinitiativen, die verdeckt für Unternehmensinteressen eintreten, etwa bei Pharmaprodukten. Banken und Konzerne stellen Manager frei, die zur Vorbereitung bestimmter Gesetze zeitweise ihren Schreibtisch in Ministerien einnehmen. Banken und Unternehmen und ihre Stiftungen vergeben hochdotierte Journalistenpreise. Investmentbanken vergeben in ausufernder Weise „Beraterverträge“ an Ex-Politiker. Finanzakteure gründen Lobbyorganisationen, um bestimmte Finanzprodukte wie Verbriefungen und ihre Steuerbefreiung in den Parlamenten durchzusetzen – und Regierungsvertreter sind von Anfang an Mitglieder solcher Organisationen, in Deutschland etwa in der True Sale Initiative (TSI) und in der Initiative Finanzstandort Deutschland (IFD). ...So ist etwa seit der Existenz der Bundesrepublik Deutschland die Deutsche Bank ohne Unterbrechung

der größte jährliche Dauerbespender der Christlich Demokratischen Union, CDU, obwohl oder genauer weil bekanntlich die Deutsche Bank gerade nicht für christliche Ziele eintritt. Ähnlich ist es in den USA. Die Wall Street bespendete die Wahlkämpfe der beiden Regierungsparteien zwischen 1998 und 2008 mit 1,7 Milliarden Dollar und bearbeitete die beiden Parteien zusätzlich über Lobbyisten mit 3,4 Milliarden Dollar, obwohl oder genauer weil die Wall Street-Banker bekanntlich keine nachhaltigen Gewährsleute der Demokratie sind. Zahllose Beraterverträge für Ex-Politiker kommen hinzu. ... Zusammengefaßt also: Die Finanzakteure sind der ungewählte, korruptiv an die Macht gelangte Souverän, der sich auf dem Weg zur kalkulierten Insolvenz spekulativ selbst bereichern kann, sich dann für unschuldig erklärt und sich mithilfe der gewählten Macht leistungslose Kompensationen aus dem Vermögen unbeteiligter Dritter, nämlich der Bürger verschafft.

Ent-Schuldigung der Masse

Was Rügemer sehr gut erkannt und herausgearbeitet hat, ist die systematische Verantwortungslosigkeit. Diese ist ein eindeutiger Hinweis darauf, daß man es mit

einem *Simulacrum* zu tun hat, einer Scheinwelt und Illusionsblase. Rügemer spricht von der vermeintlichen „Unfreiheit der Täter“. Leider weist sein schuldzuweisender Finger in eine etwas einseitige Richtung:

Die Krisenverursacher reklamierten vor der Krise alle Verantwortung für sich. Angesichts der von ihnen herbeigeführten Ergebnisse übernehmen sie plötzlich keine Verantwortung. Sie erklären sich für schuldunfähig und schuldlos. Sie behaupten: Niemand habe die Krise voraussehen können. Die mächtigsten Finanzakteure erklären sich somit zu Ohnmächtigen, Unwissenden, die die Folgen ihres eigenen Handelns nicht absehen und schon gar nicht beherrschen können. Die Krisenverursacher behaupten: Wir können auch nach der Krise nicht aus dem Wettlauf um das höchste Risiko und den höchsten Gewinn aussteigen, selbst wenn wir wollten; denn die anderen Finanzakteure zwingen uns dazu. Sonst werden wir aus dem Rennen geworfen, sonst werden wir aufgekauft. Somit erklären gerade die sogenannten mächtigsten Banker auch hier: Wir sind ohnmächtig, wir können nicht frei handeln. Und die Regierenden sagen: Wir haben den Finanzakteuren zu viel Freiheit gelassen, aber wir können nicht zurück. Wir müssen die Monster ret-

ten, weil unsere Wirtschaft und unser Staatswesen von ihnen abhängig sind. Auch die sogenannten mächtigsten Politiker der Welt erklären: Wir sind ohnmächtig, wir können nicht frei handeln, wir werden erpresst.

Somit sind gerade diejenigen, die sich nach ihrem Idealbild alle Freiheiten genommen haben und alle Freiheiten gewährt haben, unfrei. Sie wurden zu Fatalisten, zu lemminghaften Bedienern von Sachzwängen. Aber nicht nur die sogenannten Mächtigen sind unfrei. Auch diejenigen, die keine Finanzakteure und keine Regierenden sind, wurden unfrei: Sie werden ungefragt gezwungen, die Folgen der von ihnen nicht verursachten Krise zu tragen. Sie werden unwissend gehalten, weil die Bankenrettung im Geheimen, im Rücken des parlamentarischen Systems abläuft. Sie haben als Arbeitslose, Beschäftigte und Noch-Beschäftigte, als sogenannte Selbständige Angst – Angst vor dem Verlust dessen, was sie noch haben, Angst vor der weiteren Kürzung des Arbeitslosengeldes, Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, Angst vor der Insolvenz; sie kündigen innerlich – sowohl in ihrem Unternehmen wie auch in der Demokratie. Sie passen sich wortlos an, ergeben sich in ihr Schicksal. Sie werden Opportunisten und Mitläufer. Die versprochene

Gesellschaft der Freien wurde eine Gesellschaft der Unfreien. Sie erstickt in unbeherrschbaren Sachzwängen. Die Demokratie wird diskreditiert und ausgehöhlt. Somit wächst die Gefahr neuer Diktaturen.

Sein Schluß ist ebenso hart und pauschal, wie sein Duktus erwarten läßt. Rügemer ist wahrlich kein Langweiler, sondern ein eloquenter Halbnarr. Die Aufdeckung der korrupten *Public-Private-Partnerships* hat ihm zum Ruhm gereicht, aber auch seinen Blick etwas verengt. Doch auch der enge Blick, der halbe, sieht die Dinge nicht notwendigerweise falsch, sondern oft sehr richtig. Das Problem, das er erkennt, ist ein reales; seine Provokation der Bankiers und Unternehmer eine sehr wichtige und richtige:

Der Kapitalismus hat seine wohlfahrtliche, rechtliche und marktwirtschaftliche Legitimation verloren und ist an sein moralisches Ende gekommen. ... Knechtschaft oder Freiheit – diese Frage Friedrich von Hayeks vor 70 Jahren stellt sich uns heute in einer ebenso dramatischen Situation. Die Illusionen, die er sich über den freien Unternehmer machte, müssen als solche erkannt werden. Die von fast allen Geset-

zen befreien (de lege solutus), staatlich subventionierten und gleichzeitig unabhängig voneinander agierenden Ich-Unternehmer, Ich-Banker sind weder willens noch in der Lage, den Markt, den allgemeinen Wohlstand und den Zusammenhalt der Gemeinschaft zu befördern, vielmehr zerstören sie sie.

Problematisch dabei ist bloß wieder die Entschuldigung der Masse, der man es mit Sündenböcken, soviel Sünde diese auch auf sich geladen haben mögen, stets zu leicht macht. Es geht hier in der Tat mehr um Theologie als um Ökonomie; und in theologischer Hinsicht ist der Demokrat leider auf einem Auge blind. Was die Klasse der Banker betrifft, so gilt auch hier die Erkenntnis von Wyndham Lewis: *the public does not want what the public wants*.³³ Die Banken verhalten sich keineswegs so „undemokratisch“, wie Rügemer und andere Kritiker tun. Um der Masse kurzfristig das zu geben, was sie verlangt, müssen die Dinge genau so

33 Wyndham Lewis (1989). *The Art of Being Ruled*. Santa Rosa: Black Sparrow Press.

aussehen - abzüglich aller menschlichen Unvollkommenheiten, die in keinem System vermieden werden können. Auch die populären Protestbewegungen zeigen, daß es eher um „Verteilungsfragen“ geht, also um Neid. Der kleine Mann hätte auch gerne mehr Geld. Massenwut ist stets blind, darum setzt sogleich ein Wettbewerb um deren Steuerung ein. Auf *Occupy Wall Street* setzte sich sofort die „Linke“ drauf, mitsamt ihrer Bankenmillionen, wie zuvor die „Rechte“ auf die *Tea Party*.

Warum in die Ferne blicken: In Österreich wird der Frust über das Bildungssystem vom Systempolitiker Hannes Androsch instrumentalisiert, der für sein Volksbegehren Systemtrotteln sucht. Die wenig überraschende Forderung: mehr Geld! Androsch steht stellvertretend für die Garde von Altpolitikern, die in Österreich nun so tun, als wären sie die letzten Retter der Demokratie. Zweifellos ist das Niveau der Politiker so dramatisch gefallen, daß momentan tatsächlich der Eindruck vorherrscht, die Masse wäre im Durchschnitt klüger als ihre Obertanen. Doch die Korruption ist in

Österreich kein neues Phänomen, aufgrund der Polarisierung und des Mißtrauens fällt sie nur stärker auf. Androsch ist der Inbegriff dieser politischen Klasse, nur den meisten seiner Nachfolger haushoch überlegen: Immerhin ist er ein erfolgreicher Ich-Unternehmer im Rügemerschen Sinne, muß also zumindest über Sekundärtugenden verfügen.

Hier aber krankt nicht nur die Analyse, sondern in der Tat auch das „System“. Rügemer und die meisten anderen Beobachter übersehen die umgekehrte Korruption: neben der Korruption der Politik durch wirtschaftliche Interessen, die Korruption der Wirtschaft durch die Politik. Wenn sich Politik auszahlt, etwa im Falle Androschs durch günstigen Einkauf von Staatsbetrieben, dann drängt in einer pragmatischen Zeit vieles dorthin, nicht direkt ins Rampenlicht, dort könnte man sich selbst die Finger verbrennen, aber in den Vorhof der Macht, wie die Motten zum Licht. Leider ist dies aber nicht bloß ein gegenwärtiges, sondern ein älteres Phänomen.

Gesetzter Kapitalismus

Je nachdem, was man als „Kapitalismus“ bezeichnet, könnte man diesen in der Tat mehr als bewußt gesetztes denn spontan gewachsenes System ansehen. Die Perspektive wird zwar meist von jenen eingenommen, die meinen, sie könnten bewußt bessere Entwürfe umsetzen, wenn sie alle Macht zu hätten – also zur Selbstüberschätzung neigende Konstruktivisten (im hayek-schen Sinn, nicht im erkenntnistheoretischen). Diese Perspektive ist allerdings nicht durchwegs falsch, sondern gar zur Hälfte richtig – und das ist in unserer Zeit der Simulakren, die nicht einmal mehr entstellte Wirklichkeiten bieten, weil sie als *Bullshit* die Wirklichkeit schlicht ignorieren, schon viel.

James Fallows nimmt in seinem vielbeachteten Artikel mit dem ominösen Titel „Wie die Welt funktioniert“ diese Perspektive ein. Dabei schildert er die Entstehung des amerikanischen Kapitalismus, wie wir ihn kennen, als Projekt von Alexander Hamilton. Dieser habe dieselben interventionistischen Wurzeln wie der deutsche

Kapitalismus, der als Ausführung der Pläne von Friedrich List angesehen werden könne. Lists Hauptwerk „Das nationale System der Politischen Ökonomie“ erschien 1841, er gilt als bedeutender Vorläufer der Historischen Schule. Fallows beschreibt dessen Zugang so:

Friedrich List und sein berühmtestes amerikanisches Pendant, Alexander Hamilton, argumentierten, daß industrielle Entwicklung eine weitgehendere Art von Marktversagen mit sich brächte. Gesellschaften bewegten sich nicht automatisch von der Landwirtschaft über das Handwerk zu großen Industrien, nur weil Millionen von kleinen Händlern eigenen Entscheidungen folgten. Wenn jede Person ihr Geld dort einsetzte, wo der Ertrag am größten war, dann würde das Geld vielleicht nicht automatisch dort hingehen, wo es der Nation am meisten nützte. Dafür wäre ein Plan nötig, ein Anstoß, ein Einsatz von zentraler Macht. List zog seine Lehren stark aus der Geschichte seiner Zeit – in der die Britische Regierung britische Produktion bewußt förderte und die junge amerikanische Regierung ausländische

Konkurrenten bewußt hemmte.³⁴

Fallows übertreibt, weil er im Wesentlichen Lists Rezeption in den USA kennt. Erst dort wurde er zum großen Verfechter von Schutzzöllen. Seine Wirkung in deutschen Landen war beschränkter, einen stärkeren Eindruck hinterließ er bloß in der Wirtschaftsgeschichte. Durch die etwas verzerrten Interpretationen der Wirtschaftsgeschichte nehmen auch hierzulande Historiker in aller Regel den „Kapitalismus“ als eher interventionistische Angelegenheit war. Es bestehen allerdings wenig Zweifel daran, daß die Massenindustrie in starkem Ausmaß staatlichem Verlangen entsprang. Der sogenannte „militärisch-industrielle Komplex“ ist nicht bloß das Hirngespinnst linker Verschwörungstheoretiker, sondern hat eine reale Grundlage:

Zusätzlich zu Zollschranken übte sich das Amerika des 19. Jahrhunderts stark in Wirtschaftsplanung, gelegentlich un-

34 James Fallows: „How the World Works“, The Atlantic, Dezember 1993. tinyurl.com/fallows5

ter diesem Namen, aber öfters im Namen der Landesverteidigung. Das Militär war die Ausrede dafür, was wir heute Wiederaufbau der Infrastruktur, Forschungsförderung und Wachstumskoordination nennen würden. 1798 autorisierte der Kongreß einen außergewöhnlichen Kauf von Musketen. Dem Erfinder Eli Whitney, der zu der Zeit in Schwierigkeiten und verschuldet war, bot der Kongreß einen beispiellosen Vertrag über 10.000 Musketen an, die innerhalb von achtundzwanzig Monaten geliefert werden sollten. Das in einer Zeit, wo die durchschnittliche Produktionsrate eine Muskete pro Arbeiter und Woche betrug. Die Besorgung von Musketen war nur ein Teil dessen, was der Kongreß erreichte: Es war ein Weg, eine Massenproduktionsindustrie für die Vereinigten Staaten zu schaffen und zu finanzieren. Whitney arbeitete rund um die Uhr, entwickelte Amerikas erste Massenfertigungsgeräte und zog eine Show auf für die Abgeordneten. Er brachte ein paar auseinandergenommene Musketenschlösser nach Washington und lud die Abgeordneten dazu ein, die Stücke selbst zusammenzusetzen – um zu zeigen, daß das Zeitalter standardisierter Einzelteile angebrochen sei. „Die aufstrebende Rüstungsindustrie führte dorthin, wohin die übrige Industrie folgte,“ folgerte Perret. „Von der Industriellen Revolution keinesfalls abgehängt,

waren die Vereinigten Staaten in einem einzigen Jahrzehnt und größtenteils dank eines einzigen Mannes, plötzlich in die erste Reihe vorgestoßen.“ Amerika gelang dieser Schritt nicht dadurch, daß man auf seinen Eintritt wartete, sondern man förderte bewußt dieses erwünschte Resultat.

List und Hamilton könnte man aber immerhin zugute halten, daß sie nicht primär den Konsum bezweckten, sondern den Staat durchaus unternehmerisch betrachteten: Der langfristige Wohlstand, so List, werde nicht dadurch bestimmt, was die Gesellschaft kaufen, sondern was sie produzieren kann. Das Hamiltonsche Projekt war ebenso eines des staatlich gestützten Kapitalaufbaus, der durch Zentralisierung, Vereinheitlichung und Infrastrukturausbau erleichtert werden sollte. Im Gegensatz zum rückständigen Jefferson galt Hamilton seiner Zeit als der ökonomisch geschulte, effizienzbringende Kapitalismusbefürworter. So überrascht es nicht, wenn ein vermeintlich „neoliberaler“ Ökonom wie Thomas Sargent ein Plädoyer für Hamilton hält; die Mehrzahl nach Selbstbekunden „liberaler“ Ökonomen würde heute wohl Hamilton gegenüber Jefferson vor-

ziehen. Die Zielsetzung der „wirtschaftsfreundlichen Politik“, die in der Tat auch heute noch von Industrie-lobbies wütend eingefordert wird, „um Arbeitsplätze zu sichern“, beschreibt Fallows wie folgt:

Das Ziel ist es, Menschen dazu zu bringen, daß sie mehr von ihren Gehaltsschecks sparen, und Banken dazu zu bringen, mehr Geld für langfristige industrielle Expansion zu verleihen als normale Marktkräfte erlauben würden. Um seine Bevölkerung zum Sparen zu bringen, muß ein Land die Zinssätze erhöhen; um Unternehmen Investitionen zu erlauben, muß es die Zinssätze niedrig halten. Laut anglo-amerikanischer Theorie würde das Land diese zwei Kräfte es einfach ausfechten lassen, bis sie das natürliche Gleichgewicht erreichen. Aber das ist nicht der Weg, den erfolgreiche Entwicklung tatsächlich nahm ... Jedes Land, das andere aufgeholt hat, mußte es dadurch tun, die Regeln zu manipulieren: zusätzliches Geld von ihrer Bevölkerung abzuziehen und in die Hände von Industriellen zu leiten.

Hätte sich der „Kapitalismus“ so entwickelt, wie es seine Gegner und Apologeten glauben, würde er ganz anders aussehen. Das verstärkt bei seinen Kritikern den Ein-

druck, daß es sich um ein Simulacrum handeln müsse. Schließlich kann das berühmteste Simulacrum überhaupt an dieser Stelle als besonders treffende Metapher ins Spiel geführt werden: das goldene Kalb. Warum es sich hierbei um ein Simulacrum handelt, habe ich in früheren Scholien schon erklärt, ohne diesen Begriff zu gebrauchen – dem treuen Leser wird dieser nun klarer.

Der Begriff „Kapitalismus“ ist ein ideologisches Artefakt; eine nominalistische Perspektive (mehr dazu später) ist hier ganz unvermeidlich. Der Kapitalismuskritiker G.K. Chesterton deutet die begrifflichen Schwierigkeiten an:

Wenn ich „Kapitalismus“ sage, dann meine ich meistens etwas, das man wie folgt beschreiben könnte: „Der ökonomische Zustand, wo es eine Klasse von Kapitalisten gibt, grob erkennbar und relativ klein, in dessen Besitz so viel Kapital konzentriert ist, daß eine sehr große Mehrheit der Bürger diesen Kapitalisten für ein Gehalt dienen.“

Wenn Kapitalismus privates Eigentum bedeutet, dann bin ich Kapitalist. Wenn Kapitalismus Kapital bedeutet, dann ist jeder Kapitalist. Aber wenn Kapitalismus diesen be-

stimmten Zustand des Kapitals bezeichnet, das den Massen nur in Form von Gehältern ausgezahlt wird, dann hat das doch eine bestimmte Bedeutung, auch wenn uns eine andere lieber wäre. Die Wahrheit ist, daß wir das, was wir Kapitalismus nennen, Proletarismus nennen sollten. Der Punkt ist nicht, daß einige Menschen Kapital haben, sondern daß die meisten Menschen nur über Gehälter verfügen, weil sie kein Kapital haben. ... An der gegenwärtigen Verteidigung des real existierenden Kapitalismus mißfällt mir, daß es eine Verteidigung davon ist, die meisten Menschen in Lohnabhängigkeit zu belassen; das heißt, die meisten Menschen ohne Kapital zu belassen.³⁵

Die Entstehung des modernen „Kapitalismus“ sieht er ähnlich wie Fallows als wenig spontan an. Eine Privateigentümergeellschaft würde eine solche Konzentration nicht hervorbringen, die Konzentration müsse entweder bereits vorhanden sein, oder es sei die Zerschlagung einer bestehenden Struktur erforderlich, oder aber es hätte zuvor überhaupt keine geordnete Struktur ge-

35 Chesterton: The Outline of Sanity. I.

geben. Diese drei Fälle beschreibt Chesterton an unterschiedlichen Stellen seines Buches „The Outline of Sanity“, das als wichtiges Manifest des *Distributismus* gilt, so:

Man redet, als ob der erste Rothschild ein Bauer war, der geduldig besseren Kohl als die anderen Bauern pflanzte. Die Wahrheit ist, daß England ein kapitalistisches Land wurde, weil es seit langem ein oligarchisches Land war. ...

So würde jeder Landgrabscher sehr schnell feststellen, daß es Grenzen gibt, in wie weit er Land in einem irischen, spanischen, oder serbischen Dorf aufkaufen kann. Wenn es wirklich als gehässig angesehen wird, Naboths Weinberg zu nehmen, genauso wie Urijas Frau, dann ist es nicht schwer, einen lokalen Propheten zu finden, der das Urteil Gottes verkündet. In einer Kultur des Kapitalismus wird der Mann, der Acker an Acker legt, noch gelobt. [Anmerkung: Chesterton bezieht sich auf Isaiah 5:8 – Weh denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen!]; aber in einer Kultur des Eigentums wird er sofort verhöhnt oder möglicherweise gesteinigt. Das Resultat ist, daß das Dorf nicht in Plutokratie oder Polygamie

versinkt. Eigentum ist eine Sache der Ehre. Das wahre Gegenteil des Wortes „Eigentum“ ist das Wort „Prostitution“. Und es ist nicht wahr, daß ein Mensch immer verkaufen wird, was diesem Sinn von Selbsteigentum heilig ist, sei es der Körper oder die Grundstücksgrenze. Einige machen es in beiden Fällen; und dabei werden sie immer Ausgestoßene sein. ...

Kapitalismus ist ein Monster, das in Wüsten wächst. Industrielle Knechtschaft ist fast überall in den leeren Räumen aufgekommen, wo die ältere Zivilisation dünn oder abwesend war. Deshalb gedieh sie eher im Norden Englands als im Süden, gerade weil der Norden durch alle Zeiten vergleichsmäßig leer und barbarisch war, während der Süden eine Kultur von Zünften und Bauernständen hatte. Deshalb gedieh sie eher auf dem amerikanischen Kontinent als in Europa, weil es in Amerika nichts zu verdrängen gab als ein paar Wilde, während in Europa die Kultur zahlreicher Bauernhöfe verdrängt werden mußte. Überall war es nur ein Schritt von der Lehmhütte zur Industriestadt. Überall wo die Lehmhütte zu einem freien Bauernhof geworden war, wich dieser der Industriestadt keinen Zentimeter. Überall, wo es bloß Herr und Knecht gab, konnten sie sie fast sofort

in bloße Arbeitgeber und Arbeitnehmer umgewandelt werden. Wo immer es einen freien Mann gab, selbst wenn er relativ arm und machtlos war, hat schon seine Erinnerung den kompletten industriellen Kapitalismus unmöglich gemacht.

Chestertons Formulierungen sind wenig zimperlich. In fast alttestamentarischem Furor deutet er die Todesstrafe für Wucherer und Monopolisten an. In seiner Zeit wüteten die Wutbürger noch tatenreicher, und er läßt sich von dieser Wut anstecken. Wie viele anständige Menschen seiner Zeit sieht er sich im Zwiespalt zwischen dem wenig perfekten, korrupten Status quo und wütenden, utopischen Verheißungen. Es ist nicht nur Kapitalismuskritik, sondern auch der Versuch eines Dämpfers für die sozialistischen Wüteriche, wenn er diesen vermeintlichen „Überwindern“ des Kapitalismus vorwirft, sie unterschieden sich kaum vom Klassenfeind. Der „Kapitalismus“, über den die Menschen wütend sind, und der „Sozialismus“, den ihnen manche als Alternative versprechen, seien nämlich ein und dieselbe

Sache. Bei all ihrer Übertreibung kann man dieser Darstellung doch die Aktualität nicht absprechen:

... es besteht kein großer Unterschied zwischen der jetzigen Welt und dem Sozialismus, außer, daß wir die weniger wichtigen und eher dekorativen Vorstellungen des Sozialismus weglassen: solch zusätzliche Wunschvorstellungen wie Gerechtigkeit, Bürgerbeteiligung, das Ende des Hungers und so weiter. Wir haben schon alles angenommen, was jedem intelligenten Menschen je am Sozialismus mißfiel. ... Der Kapitalismus hat all das hervorgebracht, was der Sozialismus androhte. Der Angestellte hat genau jene passiven Funktionen und permissiven Freuden, die er in der monströsesten Modellsiedlung hätte. ...

Es besteht kein Unterschied in Ton oder Art zwischen kollektivistischer und gewöhnlicher kommerzieller Ordnung; der Kommerz hat sein Beamtentum und der Kommunismus hat seine Organisation. Private Dinge sind schon öffentlich, im schlechtesten Sinne des Wortes; das heißt, sie sind unpersönlich und entmenslicht. Öffentliche Dinge sind schon privat, im schlechtesten Sinne des Wortes; das heißt, sie sind mysteriös und verschlossen und größtenteils korrupt. Die neue Art von Geschäftsstaat will die schlechten

Seiten aller verschiedenen Pläne für eine bessere Welt vereinigen. Es wird keine Exzentrizität mehr geben, keinen Humor, kein nobles Verschmähen der Welt. Es wird nichts bleiben außer einer abscheulichen Sache namens Sozialdienst, was Sklaverei ohne Loyalität bedeutet.

Ebenso aktuell ist Chestertons beißende Beschreibung des Systemtrottels seiner Zeit. Er spricht vom „ach so aufgeklärten England, in welchem der Arbeiter von staatlichen Transfers und der Unternehmer vom Überziehen seines Bankkontos lebt“. Ich habe Chestertons Buch erst zur Hand genommen, nachdem ich bereits die modernere Fassung der Systemtrottelkritik gemeinsam mit meinem Kollegen Eugen Maria Schulak fertiggeschrieben hatte. Chesterton hat es schon früher und besser formuliert, wenig hat sich seitdem geändert. So beschreibt er den Systemtrottel:

Vom Augenblick des Erwachens bis zum Schlafengehen verläuft sein Leben in Trassen, die andere für ihn gelegt haben; oft andere, die er nie kennenlernen wird. Er lebt in einem Haus, das er nicht besitzt, das er nicht erbaut hat, das er gar nicht will. Er bewegt sich immerfort in Spurrillen,

pendelt zur Arbeit stets auf Schienen. Er hat vergessen, was seine Väter, die Jäger und Pilger und wandernden Musikanten darunter verstanden, ihren Weg zu einem Ort zu finden. Er denkt in den Begriffen von Gehältern; das heißt, er hat die wahre Bedeutung von Wohlstand vergessen.

Auch der konstruktive Ansatz Chestertons ähnelt dem unseren: Er schreibt vom Hausverstand, den die Menschen verloren haben, als sie ihre Gärten verloren. Auf unser Buch werde ich noch kurz zurückkommen. Es sollte etwas weniger einseitig als Chestertons Suada sein, ohne zu langweilen, und keinen neuen Ismus im Gepäck haben. Die Irritationen der Ideengeschichte und die Rätsel der Wirtschaftsgeschichte kann es aber nicht auflösen, will es auch nicht, damit ist der Ballast generell etwas geringer und es eignet sich zur leichten Lektüre (und als Weihnachtsgeschenk).

Postmoderne Kritik

Wenn die postmodernen Denker die Simulacra des Status quo aufdecken wollen, dann meinen sie meist den „Kapitalismus“. Unterbewußt erkennen sie dabei

aber, daß sie sich damit auch zu einem großen Stück gegen die Moderne wenden. Ihre reaktionären Sehnsüchte tun ihnen deshalb doppelt so weh, weil sie sich selbst in die „linke“ Tradition der Kritik überkommener Formen einreihen. Baudrillards Kritik an den Zeichen ist leicht als eine solche verallgemeinernde Ablehnung der Formen zu erkennen. Er erklärt, was er unter den Simulacra versteht:

Il ne s'agit plus d'imitation, ni de redoublement, ni même de parodie, mais d'une substitution au réel des signes du réel, c'est-à-dire d'une opération de dissuasion de tout processus réel par son double opératoire, machine signalétique métastable, programmatische, impeccable, qui offre tous les signes du réel et en court-circuite toutes les péripéties. Plus jamais le réel n'aura l'occasion de se produire – telle est la fonction vitale du modèle dans un système de mort, ou plutôt de résurrection anticipée qui ne laisse plus aucune chance à l'événement même de la mort. Hyperréel désormais à l'abri de l'imaginaire, et de toute distinction du réel et de l'imaginaire, ne laissant place qu'à la récurrence orbitale des

*modèles et à la génération simulée des différences.*³⁶

Es geht nicht mehr um die Nachahmung, Vervielfältigung oder gar Parodie, sondern um den Ersatz der Realität durch ihre Zeichen, das heißt, um das Verfahren, jeden realen Prozeß mit seinem operationellen Doppelgänger abzuschrecken, eine datenverarbeitende, metastabile, programmatische, perfekte Maschine, die alle Zeichen der Realität bietet und alles Unvorhergesehene der Realität umgeht. Die Realität wird niemals wieder die Gelegenheit haben, sich zu produzieren – dies ist die wesentliche Funktion des Modells in einem System des Todes, oder eher eines Systems vorhergesehener Wiederauferstehung, das nicht einmal dem Tod mehr eine Gelegenheit läßt. Eine Hyperrealität, die nunmehr vom Imaginären abgeschottet ist und von jeder Unterscheidung zwischen Realität und Einbildung; die nur mehr für die planmäßige Wiederholung von Modellen und für die simulierte Generation von Unterschieden Raum läßt.

Wie schon oft in den Scholien angedeutet, entlädt sich in der postmodernen Kritik der alte Konflikt zwischen

36 Jean Baudrillard (1981): *Simulacres et Simulation*. Galilée. S. 12

Inhalt und Form. Der Zweifel an den Inhalten verleitet zum Treten auf die morschen Formen. Das ist geradeso als würde man die Landkarte wütend zerreißen, die einen in die Irre geführt hat. Eine berechtigte Reaktion, aber nicht sehr hilfreich, um aus dem Irrweg wieder hinauszufinden. Adorno etwa steht ganz in diesem Geist und ist voll von postmoderner Wut. In Briefen an seine Eltern, die in einem Artikel rezensiert werden, auf den mich Ingeborg Knaipp aufmerksam machte, wütet er:

Fast muß man bitten, daß es nicht zu schnell geht: daß nicht ein politischer Zusammenbruch erfolgt, der den Deutschen die offene militärische Niederlage erspart und sie doch nicht so am eigenen Leibe fühlen läßt, was sie angerichtet haben ... Ich habe nichts gegen die Rache als solche, wenn man auch nicht deren Exekutor sein möchte - nur gegen deren Rationalisierung als Recht und Gesetz. Also: möchten die Horst Güntherchen in ihrem Blut sich wälzen und die Inges den polnischen Bordellen überwiesen werden, mit Vorzugs-scheinen für Juden. ... In Deutschland hat die große allgemeine Turnerei eingesetzt, die ich mit ungeteilter Freude

verfolge. ... Alles ist eingetreten, was man sich jahrelang gewünscht hat, das Land vermüllt, Millionen von Hansjürgens und Utes tot.³⁷

Nun ist die Wut über die national-sozialistischen Inhalte ja durchaus verständlich. Doch es zeigt sich hier exemplarisch, daß die Zertrümmerung der Formen nicht so symbolisch ist, wie sie oft tut. Insbesondere Adorno hat gerade auch bei den Inhalten eine selektive Aufnahme gezeigt, die vieles übertreibt und manches verharmlost. Ein anderer Brief entblößt ein unschönes Verdikt über den vor den Nazis geflüchteten Geigenspieler Fritz Kreisler:

Diese ganze Art des Musizierens gehört liquidiert, und man fragt sich manchmal, ob die deutsche Barbarei, die zu dieser Liquidation beiträgt, nicht hier wie in vielem anderen gegen den eigenen Willen einen sehr gerechten Urteilsspruch vollstreckt.

37 Lorenz Jäger: „Die vielen Hansjürgens und Utes“, in: FAZ, 18.08.2003. tiny.cc/adorno0308

In der Tat können „Zeichen“ an die Stelle der Realität treten. Institutionen lassen sich als solche Zeichensysteme interpretieren, die zunächst als Landkarten geschaffen werden, damit wir Menschen uns besser in der verwirrenden Realität zurechtfinden können. Wird die Landkarte zu ausgefeilt, dann mag sie zu einem Simulacrum werden, einer in sich geschlossenen Scheinwelt, die anstelle der Realität tritt. Baudrillard bezieht sich explizit auf das biblische Bilderverbot, dem er eine brauchbare Deutung gibt. Die Bilderstürmer seien eben jene, die die Bilder wirklich ernst nehmen. Das Abbild neige nämlich dazu, zum Simulacrum zu verkommen und damit den Blick auf die Realität zu verstellen. Diese vermeintlich „linke“ Formenkritik ist durchaus berechtigt, übersieht aber, daß auch die „Formlosigkeit“ zur erstarrten Pose werden kann, die alles mit einer großen Landkarte abdeckt, auf der gar nichts mehr eingezeichnet ist: die *tabula rasa*.

Ein Zeichensystem kann, als Werkzeug, auch anstelle der Realität treten, weil es besonders tauglich ist – wie

ich in den letzten Scholien ausführte. Entscheidend bleibt aber die Intention des Nutzers. Bei Wilhelm Busch findet sich ein schöner Vers über einen gewissen Herrn Pief, der ständig durch ein Fernrohr stiert und darob völlig übersieht, wo er sich gerade befindet. Pief ist übrigens eine Anlehnung an die Witzfigur des steifen Piefke, als welcher der Preuße in Österreich gilt. Dieser prototypisch moderne Mensch übersieht bei allem Planen und Werken das Leben im Hier und Jetzt. Für Busch ist Pief ein Engländer:

Zugereist in diese Gegend,
Noch viel mehr als sehr vermögend,
In der Hand das Perspektiv,
Kam ein Mister namens Pief.
»Warum soll ich nicht beim Gehen« –
Sprach er – »in die Ferne sehen?
Schön ist es auch anderswo,
Und hier bin ich sowieso.³⁸

38 Wilhelm Busch: Plisch und Plum. Zuerst 1882.

Der Siegeszug des Nominalismus

Das zweifelnde „Durchschauen“ der Formen, Masken, Zeichen und Ideen ist ein uraltes Motiv. Einer der bedeutendsten philosophischen Konflikte aller Zeiten kreist darum: der Universalienstreit. Die Grundfrage besteht darin, ob die Ideen bloß Zeichen und damit Simulacra sind, die mit der eigentlichen Realität nichts zu tun haben, sondern Schöpfungen des menschlichen Geistes sind. Viele Beobachter der Geschichte datieren den Beginn der Neuzeit mit der Durchsetzung des Nominalismus, der wie der Name (*nomen*) schon sagt, die Ideen und Zeichen bloß für willkürliche Benennungen der Dinge hält. Man könnte die postmoderne Philosophie als extremste Ausformung und damit als Abschluß des Nominalismus ansehen, was die Vermutung nahelegt, daß unsere postpostmoderne Zeit eine neue Phase einläutet. Doch viel Asche macht noch keinen Phönix. Egon Friedell beschreibt den Nominalismus so:

Der Nominalismus hat ein Doppelantlitz, je nachdem man

das Schwergewicht in sein negatives oder sein positives Ergebnis verlegt. Die negative Seite leugnet die Realität der Universalien, der Kollektivvorstellungen, der übergeordneten Ideen: aller jener großen Lebensmächte, die das bisherige Dasein erfüllt und getragen hatten, und ist daher identisch mit Skepsis und Nihilismus. Die positive Seite bejaht die Realität der Singularien, der Einzelvorstellungen, der körperlichen Augenblicksempfindungen: aller jener Orientierungskräfte, die das Sinnendasein und die Praxis der Tageswirklichkeit beherrschen, und ist daher identisch mit Sensualismus und Materialismus.³⁹

Es ist nicht so falsch, daß jedes Menschenleben etwas Singuläres an sich hat. Doch was als Ermutigung antritt, die Einzigartigkeit seiner Existenz zu leben, das Einzigartige selbst zu verwirklichen, wirkt ungemein trostlos, weil es den Singularien damit jeden größeren Sinnzusammenhang nimmt. Dem postmodernen Menschen, der alles sein kann und alles tun kann, erscheint dann sogar Sisyphos glücklich:

39 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit, S. 105

Toute la joie silencieuse de Sisyphe est là. Son destin lui appartient. Son rocher est sa chose. De même, l'homme absurde, quand il contemple son tourment, fait taire toutes les idoles. Dans l'univers soudain rendu à son silence, les mille petites voix émerveillées de la terre s'élèvent. Appels inconscients et secrets, invitations de tous les visages, ils sont l'envers nécessaire et le prix de la victoire. Il n'y a pas de soleil sans ombre, et il faut connaître la nuit. L'homme absurde dit oui et son effort n'aura plus de cesse. S'il y a un destin personnel, il n'y a point de destinée supérieure ou du moins il n'en est qu'une dont il juge qu'elle est fatale et méprisable. Pour le reste, il se sait le maître de ses jours. À cet instant subtil où l'homme se retourne sur sa vie, Sisyphe, revenant vers son rocher, contemple cette suite d'actions sans lien qui devient son destin, créé par lui, uni sous le regard de sa mémoire, et bientôt scellé par sa mort. Ainsi, persuadé de l'origine tout humaine de tout ce qui est humain, aveugle qui désire voir et qui sait que la nuit n'a pas de fin, il est toujours en marche. Le rocher roule encore.

Je laisse Sisyphe au bas de la montagne ! On retrouve toujours son fardeau. Mais Sisyphe enseigne la fidélité supérieure qui nie les dieux et soulève les rochers. Lui aussi juge que tout est bien. Cet univers désormais sans maître ne lui paraît ni stérile ni futi-

*le. Chacun des grains de cette pierre, chaque éclat minéral de cette montagne pleine de nuit, à lui seul, forme un monde. La lutte elle-même vers les sommets suffit à remplir un cœur d'homme. Il faut imaginer Sisyphe heureux.*⁴⁰

Darin liegt die stille Freude des Sisypchos. Sein Schicksal gehört ihm. Sein Fels ist seine Sache. Genauso läßt der absurde Mensch, der seine Folter ergründet, die Idole verstummen. Im plötzlich verstummtten Universum klingen die tausend wunderbaren Stimmen der Erde zum Himmel. Unbewußte und geheime Rufe, Einladungen aller Antlitze, sind sie das notwendige Gegenstück und der Preis des Sieges. Es gibt keine Sonne ohne Schatten, und man muß die Nacht kennenlernen. Der absurde Mensch sagt ja, und seine Anstrengung findet kein Ende mehr. Wenn es ein persönliches Geschick gibt, dann gibt es kein übergeordnetes Schicksal oder zumindest nur eines, das er unheilvoll und verachtenswert findet. Darüber hinaus weiß er sich als Herr seiner Tage. In diesem besonderen Augenblick, in dem der

40 Albert Camus (1942): *Le Mythe de Sisyphe. Essai sur l'absurde*. Nouvelle édition augmentée d'une étude sur Franz Kafka. Paris: Les Éditions Gallimard. S. 189

Mensch sich seinem Leben zuwendet, betrachtet Sisyphos, der zu seinem Stein zurückkehrt, die Reihe unzusammenhängender Handlungen, die sein Schicksal werden, als von ihm geschaffen, vereint unter dem Blick seiner Erinnerung und bald besiegelt durch den Tod. Derart überzeugt vom ganz und gar menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ein Blinder, der sehen möchte und weiß, daß die Nacht kein Ende hat, ist er immer unterwegs. Noch rollt der Stein.

Ich lasse Sisyphos am Fuß des Berges. Man kehrt immer zu seiner eigenen Bürde zurück. Doch Sisyphos lehrt die höchste Gläubigkeit, jene, die die Götter verleugnet und die Steine heiligt. Auch er beschließt, daß alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jedes Korn dieses Felsens, jedes mineralische Funkeln in diesem Berg inmitten der Nacht ist eine Welt für sich. Der Kampf gegen die Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Das klingt trostlos und doch energisch. Es handelt sich um eine literarisch meisterhafte Beschreibung postmoderner Grundstimmungen, die uns aus der zeitgenössischen Literatur überall – meist weniger virtuos – entge-

gen hallen. Alles ist sinnlos, warum nicht herzhafte durch diese Sinnlosigkeit tauchen, wie ein Besucher in der Matrix, der sie schon durchschaut hat und sich einen Spaß daraus macht? Gilbert Chesterton bemerkte 1934 in einer Radiosendung des BBC:

Der moderne Mensch hat die Freude am Leben verloren. Er hat sich mit erbärmlichen Ersatzmitteln für die Freuden des Lebens zufriedengegeben. Doch selbst diese scheint er immer weniger zu genießen. Wenn wir normale Menschen nicht am normalen Leben interessieren können, sind wir der vulgären Despotie derjenigen ausgeliefert, die sie nicht interessieren, aber zumindest unterhalten können.

Im Film „Matrix“ läßt sich ein Verräter durch das perfekt simulierte Geschmackserlebnis eines virtuellen Steaks verführen. Interessanterweise gewinnt der Materialismus im Genuß allerdings doch wieder eine metaphysische Dimension, und so könnte sich der Kreis schließen. Der auf den Sand gekommene Mensch wird zum Sinngräber und es ist zwar unwahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen, auf so manches *nugget* zu stoßen.

Der im Absurden gefangene Mensch zerstückelt die Materie und kommt doch wieder auf die Energie.

Amor fati

Schon lange vor Camus und den Existentialisten hatte Friedrich Nietzsche eine ähnliche Schlußfolgerung aus dem modernen Nihilismus gezogen. Er sprach von der Liebe zum Schicksal. Man hat ihm Fatalismus vorgeworfen, und ein wenig klingt es so. Aber es ist ein lebensbejahender Fatalismus, der bereitwillig alle Konsequenzen trägt und die Lebensgefährlichkeit des Lebens in Kauf nimmt, ohne sich in Wunschbildern zu verlieren:

Ich will immer mehr lernen, das Nothwendige an den Dingen als das Schöne sehen: — so werde ich Einer von Denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Hässliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung! Und, Alles in Allem und Grossen: ich will irgend-

wann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!⁴¹

Meine Formel für die Grösse am Menschen ist amor fati: dass man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloss ertragen, noch weniger verhehlen — aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Nothwendigen —, sondern es lieben ...⁴²

Gegen die vermeintliche Verlogenheit des Ideals zog schon der Nominalismus ins Gefecht. Am Schlachtfeld der toten Ideen nach diesem großen Gefecht der Neuzeit erkennen wir, daß uns nur noch die Begriffe geblieben sind, ebenso tot und mindestens so verlogen. Der in der Absurdität verbliebene Mensch rammt seinen Spaten in das Leichenfeld. Nietzsche und Camus ahnen, daß es nichts bringt, die Leichen zu exhumieren. Nur wer auch dieser Geworfenheit ins Absurde mit Liebe begegnen kann, wird die Kraft haben, das Leichenfeld

41 Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft. Zuerst 1882. IV, 276. tinyurl.com/nietzsche5

42 Ders.: Ecce Homo. Zuerst 1888. II, 10. tinyurl.com/nietzsche6

zu einem blühenden Garten zu machen. Eine wahre Sisyphos-Aufgabe!

Für Egon Friedell war der Sieg des Nominalismus die wichtigste Tatsache der neueren Geschichte, viel bedeutsamer als die Reformation, das Schießpulver und der Buchdruck. Alles übrige wäre bloß die Wirkung und Folge dieser geistigen Revolution gewesen. Sie habe das Weltbild des Mittelalters vollständig umgekehrt und die bisherige Weltordnung auf den Kopf gestellt. Auf diesen Schock sei eine hundertjährige Psychose gefolgt:

Die Folge einer solchen vollkommenen Desorientierung ist zunächst ein tiefer Pessimismus. Weil man an den Mächten der Vergangenheit verzweifeln muß, verzweifelt man an allen Mächten; weil die bisherigen Sicherungen versagen, glaubt man, es gebe überhaupt keine mehr. Die zweite Folge ist ein gewisser geistiger Atomismus. Die Vorstellungsmassen haben keinen Gravitationsmittelpunkt, keinen Kristallisationskern, um den sie sich anordnen könnten, sie werden zentrifugal und lösen sich auf.

Die Menschheit verfällt abwechselnd in äußerste Depressi-

on und Lethargie, in stumpfe Melancholie und Reglosigkeit oder in die maniakalischen Zustände eines pathologischen Bewegungsdrangs: es ist jenes Krankheitsbild, das die Psychiatrie als folie circulaire beschreibt. Und schließlich kann es nicht ausbleiben, daß der Mangel an Fixierungspunkten sich auch in der Form der Perversität äußert: auf allen Gebieten, in Linien, Farben, Trachten, Sitten, Denkweisen, Kunstformen, Rechtsnormen wird das Bizarre, Gesuchte, Verborgene, Verzernte, das Disharmonische, Stechende, Überpfefferte, Abstruse bevorzugt: man gelangt zu einer Logik des Widersinnigen, einer Physik des Widernatürlichen, einer Ethik des Unsittlichen und einer Ästhetik des Häßlichen. Es ist wie bei einem Erdbeben; die Maßstäbe und Richtschnüre der gesamten normalen Lebenspraxis versagen: die tellurischen, die juristischen und die moralischen.⁴³

Die politischen Folgen deutet Friedell als eine „Anarchie von oben“. Was angesichts der Tendenz der Moderne hin zum Absolutismus und Totalitarismus als verfehlte Terminologie erscheinen mag, macht Sinn,

43 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 106

wenn wir uns an die Unterscheidung zwischen Macht und Autorität erinnern, die Bertrand de Jouvenel zeichnet. *An-archía* entartet dann als schlimmste *Kratie*. *Arché* bedeutet Anfang, Prinzip, Führung. *Kratós* bedeutet Herrschaft, Macht. Darum wurde der Begriff „Anarchie“ historisch meist als Krieg aller gegen alle verstanden. Heutige „Anarchisten“, oder „Anarchokapitalisten“ sollten sich darüber nicht beklagen, denn ihre Vorläufer haben den Begriff bewußt aufgrund seiner negativen, provozierenden Konnotationen angenommen. Gehen die Prinzipien verloren, kämpfen die Deutungen und Interessen um die Macht:

Alles wankte. Die beiden Koordinatenachsen, nach denen das ganze mittelalterliche Leben orientiert war, Kaisertum und Papsttum, beginnen sich zu verwischen, werden bisweilen fast unsichtbar. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sah das Reich die seltsame Farce einer gemeinsamen Doppelregierung Ludwigs von Bayern und Friedrichs von Österreich, und von da an kam es nicht mehr zur Ruhe, bis das Jahr 1410 drei deutsche Könige brachte: Sigismund, Wenzel und Jost von Mähren. Und fast genau um dieselbe

Zeit, im Jahr 1409, erlebte die Welt das Unerhörte, daß drei Päpste aufstanden: ein römischer, ein französischer und ein vom Konzil gewählter. Dies hieß für die damaligen Menschen ungefähr so viel, wie wenn man ihnen plötzlich eröffnet hätte, es habe drei Erlöser gegeben oder jeder Mensch besitze drei Väter. Und da sowohl Kaiser wie Päpste sich gegenseitig für Usurpatoren, Gottlose und Betrüger erklärten, so lag es nahe, sie auch wirklich dafür zu halten, alle drei, ja noch mehr: in ihrem ganzen Amt keine gottgewollte, sondern eine erschlichene Würde, nicht mehr den Gipfel geistlicher und weltlicher Hoheit, sondern einen erlogenen Scheinwert zu erblicken und den Schluß des Nathan zu machen: »Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermutlich ging verloren.«⁴⁴

Unsere Zeit betrachtet Friedell als Inkubationszeit von etwas Neuem:

Wir stehen am Anfang eines neuen Zeitalters, und es ist daher jetzt möglich, die Geschichte der Neuzeit als Rückblick auf eine abgeschlossene Entwicklungsperiode zu schreiben. Zum erstenmal seit fast einem halben Jahrtau-

44 Ebd., S. 106f

send beginnt die Welt dem Menschen wieder zu mißfallen, er beginnt an ihrem Besitz und an dessen Quellen, seinem Verstand und seinen Sinnen, zu zweifeln. Dies sind heute erst ferne Zeichen und Möglichkeiten, die blaß am Horizont unserer Kultur heraufdämmern, aber Zeichen, die eine völlige Umkehrung unseres Weltgefühls ankündigen.⁴⁵

Mystisch deutet er „einen schwachen Lichtschimmer von der anderen Seite“ an. Die Sehnsucht nach diesem Licht sei zwar groß, die Masse würde es aber nicht erkennen können, selbst wenn es ihnen direkt auf die Nase schiene:

Aber so machen es die Menschen immer. Sie wollen ihr Leben erhöht sehen, den Sinn der Stunde erklärt wissen, Schönheit erblicken. Sie spähen ängstlich und angestrengt, ob sich nicht am Horizont ein neues Licht zeigt. Es zeigt sich nicht. Denn am Horizont ist es nicht zu finden. Sondern es müßte mitten unter ihnen, neben ihnen, in ihnen selbst aufleuchten. Da aber suchen sie es niemals. Ein Dichter, denken sie, muß aufsteigen wie eine ferne blendende

45 Ebd., S. 236

Prachtsonne, in blutigroten pompösen Farben. Es gibt aber keine »pompösen Dichter«. Die echten Dichter gehen immer inkognito umher wie die Könige in den Anekdoten. Sie sprechen mit dem Volk, das Volk antwortet ihnen kaum und sieht an ihnen vorbei. Später kommt dann einer und erklärt den Leuten, wer das eigentlich gewesen sei. Aber inzwischen hat sich der verkleidete König längst davongemacht.⁴⁶

Folies circulaires

Friedell prophezeit, daß das nächste Kapitel der europäischen Kulturgeschichte die Geschichte dieses Lichtes sein würde. Davor würden sich die *folies circulaires* – was an den von mir gebrauchten Begriff der Illusionszyklen erinnert – schließen, ein Prozeß, der die gesamte Neuzeit bestimme:

Das große Leitmotiv des Mittelalters lautete: *universalia sunt realia*. Aber das Finale des Mittelalters bildet der Satz: Es gibt keine Universalien. Den Ausklang der Neuzeit be-

46 Ebd., S. 399

zeichnet die Erkenntnis: Es gibt keine Realien. Wir befinden uns in einer neuen Inkubationsperiode. ... Wie zu jener Wendezeit sehen wir auch diesmal vorerst nur, daß ein Weltbild sich auflöst: dies aber mit voller Deutlichkeit; daß, was der europäische Mensch ein halbes Jahrtausend lang die Wirklichkeit nannte, vor seinen Augen auseinanderfällt wie trockener Zunder.⁴⁷

Aber die Welt geht nicht unter, sooft es der Mensch auch geglaubt hat, und solche Stimmungen pflegen zumeist das gerade Gegenteil anzukündigen: einen Weltaufgang, das Emporsteigen einer neuen Art, die Welt zu begreifen und zu sehen.⁴⁸

Leider schreckt die epische Dicke von Friedells Werk viele Leser ab. Darum zitiere ich ihn in diesen Scholien besonders ausführlich, damit meine Leser auch etwas von der Breite seines Werks haben. Es zu lesen war ein Erlebnis für mich, weil Friedell meine Freude an den Pointen der Geschichte teilt. Allzu oft fallen die Wider-

47 Ebd., S. 1493

48 Ebd., S. 172

sprüche ineinander und lösen sich auf, sind Extreme nicht an linearen Spektren, sondern in Kreisen angeordnet. Die Pointe der modernen Physik habe ich schon angedeutet. Friedell steuert weitere bei, wie etwa die wundersamen Auflösungen der Psychologie und Geschichtsschreibung:

Die experimentelle Psychologie und die experimentelle Physik gelangen zu demselben Resultat. Die Seele ist überwirklich, die Materie ist unterwirklich.⁴⁹

Am Anfang der Neuzeit steht Descartes, der nichts anerkennt als die *clara et distincta perceptio* [klare und deutliche Wahrnehmung] und daher in ganz konsequenter Weise den Menschen für einen Automaten erklärte; am Ende der Neuzeit steht Freud, der, noch immer mit rein cartesianischen Mitteln, zu der Erkenntnis gelangt, daß die Seele ein geheimnisvolles Ungreifbares ist, das nur mit seinen letzten Ausläufern in die dreidimensionale Empirie ragt. ... Die Psychoanalyse ist ein System des Irrationalismus, begründet mit den Methoden des Rationalismus; ein Transzendenta-

49 Ebd., S. 1523

lismus, errichtet von einem extremen Positivisten. ...

Das Endziel der abendländischen Entwicklung, wie Spengler sie sieht, ist die nervöse und disziplinierte Geistigkeit des Zivilisationsmenschen, ist die illusionslose Tatsachenphilosophie, der Skeptizismus und Historizismus des Weltstädtlers, ist, mit einem Wort: Spengler ...

Spengler ist eben darin das Produkt seiner Zeit, daß er Atheist, Agnostiker, verkappter Materialist ist. Er fußt auf der Biologie, der Experimentalpsychologie, der feineren Statistik, ja der Mechanik. Er glaubt nicht an den Sinn des Universums, an das immanente Göttliche. Der »Untergang des Abendlandes« ist die hinreißende Fiktion eines Zivilisationsdenkers, der nicht mehr an Aufstieg glauben kann. Spengler ist der letzte, feinste, vergeistigtste Erbe des technischen Zeitalters und au fond der geistreichste Schüler Darwins und des gesamten englischen Sensualismus, bis in seine Umkehrungen dieser Lehren hinein, ja vielleicht gerade dort am stärksten.⁵⁰

50 Ebd., S. 46

Nur wenige sehen ihre eigene Position in dieser wechsellvollen Geschichte des Denkens mit hinreichender Klarheit. Oswald Spengler gehört wie Nietzsche zu den Ausnahmen. Er bestätigte Friedells Urteil in einer besonders geistreichen Abrechnung desjenigen, der den Glauben an Fortschritt verloren hat:

Wir befinden uns heute noch im Zeitalter des Rationalismus, das im 18. Jahrhundert begann und im 20. rasch zu Ende geht. Wir sind alle seine Geschöpfe, ob wir es wissen und wollen oder nicht. Das Wort ist jedem geläufig, aber wer weiß, was alles dazu gehört? Es ist der Hochmut des städtischen, entwurzelten, von keinem starken Instinkt mehr geleiteten Geistes, der auf das blutvolle Denken der Vergangenheit und die Weisheit alter Bauerngeschlechter mit Verachtung herabsieht. Es ist die Zeit, in der jeder lesen und schreiben kann und deshalb mitreden will und alles besser versteht. Dieser Geist ist von Begriffen besessen, den neuen Göttern dieser Zeit, und er übt Kritik an der Welt: sie taugt nichts, wir können das besser machen, wohlan, stellen wir ein Programm der besseren Welt auf! Nichts ist leichter als das, wenn man Geist hat. Verwirklichen wird es sich dann wohl von selbst. Wir nennen das einstweilen den »Fort-

schritt der Menschheit«. Da es einen Namen hat, ist es da. Wer daran zweifelt, ist beschränkt, ein Reaktionär, ein Ketzer, vor allem ein Mensch ohne demokratische Tugend: aus dem Wege mit ihm! So ist die Angst vor der Wirklichkeit vom geistigen Hochmut überwunden worden, dem Dünkel aus Ungewißheit in allen Dingen des Lebens, aus seelischer Armut, aus Mangel an Ehrfurcht, zuletzt aus weltfremder Dummheit, denn nichts ist dümmer als die wurzellose städtische Intelligenz. In englischen Kontoren und Klubs nannte man sie common sense, in französischen Salons esprit, in deutschen Gelehrtenstuben die reine Vernunft. Der flache Optimismus des Bildungsphilisters beginnt die elementaren Tatsachen der Geschichte nicht mehr zu fürchten, sondern zu verachten. Jeder Besserwisser will sie in sein erfahrungsfremdes System einordnen, sie begrifflich vollkommener machen als sie wirklich sind, sie sich im Geiste Untertan wissen, weil er sie nicht mehr erlebt, sondern nur noch erkennt. Dieser doktrinäre Hang zur Theorie aus Mangel an Erfahrung, besser: aus mangelnder Begabung Erfahrungen zu machen, äußert sich literarisch im unermüdlichen Entwerfen von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Systemen und Utopien, praktisch in der Wut des Organisierens, die zum abstrakten Selbstzweck wird und Bürokratien zur

Folge hat, die an ihrem eigenen Leerlauf zugrunde gehen oder lebendige Ordnungen zugrunde richten. Der Rationalismus ist im Grunde nichts als Kritik, und der Kritiker ist das Gegenteil des Schöpfers: er zerlegt und fügt zusammen: Empfängnis und Geburt sind ihm fremd. Deshalb ist sein Werk künstlich und leblos und tötet, wenn es mit wirklichem Leben zusammentrifft. All diese Systeme und Organisationen sind auf dem Papier entstanden, methodisch und absurd, und leben nur auf dem Papier. Das beginnt zur Zeit Rousseaus und Kants mit philosophischen, sich im Allgemeinen verlierenden Ideologien, geht im 19. Jahrhundert zu wissenschaftlichen Konstruktionen über mit naturwissenschaftlicher, physikalischer, darwinistischer Methode – Soziologie, Nationalökonomie, materialistische Geschichtsschreibung – und verliert sich im 20. im Literatentum der Tendenzromane und Parteiprogramme.⁵¹

Spengler ist bekennder Pessimist. Es scheint uns heute viel zu gut zu gehen, wenn man den Umstand in

51 Oswald Spengler (2007): Jahre der Entscheidung. Hg. Frank Lisson. Graz: Ares. Zuerst 1933. S. 41 tinyurl.com/spengler

Rechnung stellt, daß es in der Neuzeit eigentlich niemals die Optimisten waren, die recht behielten. So ziemlich jeder Pessimist der Neuzeit hingegen liest sich heute wie ein Prophet. So auch Spengler – man bedenke, daß diese Zeilen 1933 verfaßt wurden; und doch scheinen sie direkt aus der Gegenwart gegriffen:

Kein Staatsmann, keine Partei, kaum ein politischer Denker steht heute sicher genug, um die Wahrheit zu sagen. Sie lügen alle, sie stimmen alle in den Chorus der verwöhnten und unwissenden Menge ein, die es morgen so und noch besser haben will wie einst, obwohl die Staatsmänner und Wirtschaftsführer die furchtbare Wirklichkeit besser kennen sollten. Aber was für Führer haben wir heute in der Welt! Dieser feige und unehrliche Optimismus kündigt jeden Monat einmal die »wiederkehrende« Konjunktur und prosperity an, sobald ein paar Haussespekulanten die Kurse flüchtig steigen lassen; das Ende der Arbeitslosigkeit, sobald irgendwo 100 Mann eingestellt werden, und vor allem die erreichte »Verständigung« der Völker, sobald der Völkerbund, dieser Schwarm von Sommerfrischlern, die am Genfer See schmarotzen, irgendeinen Entschluß faßt. Und in allen Versammlungen und Zeitungen hallt das Wort Krise

wider als der Ausdruck für eine vorübergehende Störung des Behagens, mit dem man sich über die Tatsache belügt, daß es sich um eine Katastrophe von unabsehbaren Ausmaßen handelt, die normale Form, in der sich die großen Wendungen der Geschichte vollziehen.⁵²

Über die Katastrophe schrieb ich schon in den letzten Scholien. Auch Friedell teilt die Einschätzung, daß historische Wendungen unvermittelt aufzutreten pflegen:

»Die Natur macht keine Sprünge« ist einer der falschesten Sätze, an die jemals geglaubt wurde. Sie macht nur Sprünge. ... Ebenso verhält es sich im Leben unserer Gattung. Entscheidende historische Ereignisse treten immer abrupt, unvermittelt, explosiv auf: die »Vorbereitungen von langer Hand«, die man später hineininterpretiert hat, sind ein müßiges Gesellschaftsspiel tüftelnder Gelehrten. Die Völkerwanderung, der Islam, die deutsche Reformation, die englische, die französische Revolution waren plötzlich da. Wir brauchen nur auf unsere eigene heutige Gegenwart zu bli-

52 Ebd., S. 45f

cken, um dieses Gesetz bestätigt zu finden. Mit einem Schlage ist eine neue Zeit angebrochen. Ob sie besser oder schlechter ist als die »gute alte«, wollen wir unerörtert lassen, jedenfalls ist sie völlig anders. Wir haben eine neue Kunstanschauung, eine neue Gesellschaftsform, ein neues Staatsleben, ein neues Weltbild, von denen 1914 nichts auch nur angedeutet war. Die nebulose Lehre von den »differentialen Übergängen« ist ein Dunstbild liberaler Professoren, die von der Undramatik ihres Geistes und Trägheit ihres Stoffwechsels auf das Leben der Natur und Geschichte schließen.⁵³

Amateur fati

Spengler deutet die nietzscheanische Schicksalsliebe als Verantwortungsfreude, also in der Tat als das Gegenteil eines Fatalismus im landläufigen Sinne. Nietzsche hätte diesen Zug wohl im Gegensatz zur heutigen Pose der „Toleranz“ ein Dulden aus Stärke genannt: Der Verantwortungsflüchtige hadert mit seinem Schicksal und

53 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 1158f

seiner Zeit, der Verantwortungsfreudige hingegen läßt sich nicht beunruhigen. Mit beißender Aktualität deutet Spengler das moderne Streben nach Sicherheit als eine solche Verantwortungsflucht:

Die Sucht des Versichertseinwollens – gegen Alter, Unfall, Krankheit, Erwerbslosigkeit, also gegen das Schicksal in jeder denkbaren Erscheinungsform, ein Zeichen sinkender Lebenskraft – hat sich von Deutschland ausgehend im Denken aller weißen Völker irgendwie eingenistet. Wer ins Unglück gerät, schreit nach den andern, ohne sich selbst helfen zu wollen. Aber es gibt einen Unterschied, der den Sieg des marxistischen Denkens über die ursprünglich germanischen, die individualistischen Triebe der Verantwortungsfreude, des persönlichen Kampfes gegen das Schicksal, des “amor fati” bezeichnet. Jeder sonst sucht nach eigenem Entschluß und durch eigene Kraft dem Unvorhergesehenen auszuweichen oder entgegenzutreten, nur “dem Arbeiter” wird auch dieser Entschluß erspart. Er allein kann sich darauf verlassen, daß andere für ihn denken und handeln. Die entartende Wirkung dieses Freiseins von der großen Sorge, wie man sie an Kindern sehr reicher Familien beobachtet, hat die gesamte Arbeiterschaft gerade in Deutschland er-

griffen: sobald sich irgendeine Not zeigt, ruft man den Staat, die Partei, die Gesellschaft, jedenfalls "die anderen" zu Hilfe. Man hat es verlernt, selbst Entschlüsse zu fassen und unter dem Druck wirklicher Sorgen zu leben. ... Dafür wird dann die kleine Sorge von "Problemen" der Mode, der Küche, des ehelichen und unehelichen Liebesgezänkes und vor allem der Langeweile, die zum Überdruß am Leben führt, zu lächerlicher Wichtigkeit emporgetrieben. Man macht aus Vegetarismus, Sport, erotischem Geschmack eine "Weltanschauung". Man begeht Selbstmord, weil man das ersehnte Abendkleid oder den gewünschten Liebhaber nicht bekommen hat oder weil man sich über Rohkost und Ausflüge nicht einigen kann.⁵⁴

Denjenigen, der seinen Platz in der Welt annimmt und mit Hingabe einnimmt, auch wenn der Platz eng und die Welt absurd ist, könnte man *Amateur fati* nennen. Das würde der Angelegenheit eine etwas unbeschwertere Konnotation geben, als sie die Camussche Metapher suggeriert. Sisyphos ist ja ebenso der Inbegriff des Ar-

54 Spengler: Jahre der Entscheidung. S. 131f

beiters ohne Sinn. Camus ist durch das Zelebrieren dieser Sinnlosigkeit gewissermaßen ein Rückschritt hinter Nietzsche. Dennoch ist Dankbarkeit für die eigene Aufgabe und Ertragen der eigenen Bürde ein Weg zu mehr Sinn. Ganz anders als die schwermütige Prosa Camus klingt Egon Friedell, der die Erkenntnis früherer Scholien bekräftigt, daß

allen menschlichen Betätigungen nur so lange eine wirkliche Lebenskraft innewohnt, als sie von Dilettanten ausgeübt werden. Nur der Dilettant, der mit Recht auch Liebhaber, Amateur genannt wird, hat eine wirklich menschliche Beziehung zu seinen Gegenständen, nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf; und darum strömt bei ihm der ganze Mensch in seine Tätigkeit und sättigt sie mit seinem ganzen Wesen, während umgekehrt allen Dingen, die berufsmäßig betrieben werden, etwas im üblen Sinne Dilettantisches anhaftet: irgendeine Einseitigkeit, Beschränktheit, Subjektivität, ein zu enger Gesichtswinkel.⁵⁵

Friedell meint mit dem Dilettanten im guten Sinne

55 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 48

nicht die Zerstreuung durch Ablenkung mit vielen, schlecht und halbherzig durchgeführten Beschäftigungen. Sisypchos wäre nicht deshalb glücklich, weil er Spezialist im Steineschieben ist, sondern weil er seine Aufgabe und seinen Platz gefunden hätte:

Der Mensch will fast immer etwas anderes sein als das, wozu die Natur ihn bestimmt hat. Er steht nie an seinem Platz und schielt immer nach seinem Nachbarn. Aber alle Menschen wären gleich wertvoll, wenn sie dem Naturgesetz gehorchten. Irgendeine nur ihm verliehene Gnade und Kraft wirkt insgeheim in jedem, auch dem unscheinbarsten Menschen; diese allein ist es ja, der er seine Existenz verdankt, die ihn am Leben erhält; ohne sie wäre er nie dieses einmalige Individuum geworden. Aber die Menschen besitzen meistens zu wenig Aufrichtigkeit gegen sich selbst, zu wenig Liebe gegen sich selbst, um diese ihre einzigartige Fähigkeit nun auch zu erkennen. Zugleich mit diesem Talent, das sie von Gott haben, hat der Teufel in einer unbewachten Stunde ihnen eine Art Gegengift verliehen, den unglückseligen Hang, niemals sie selbst sein zu wollen. Dieser sonderbaren Geisteskrankheit waren im Grunde schon Adam und Eva verfallen. Gibt es etwas Schöneres als das Paradies? Und

doch hatte es für Adam und Eva einen einzigen Fehler: es war nämlich ihre Bestimmung. Und der Mensch hält nun einmal nur das für ein Paradies, was ihm nicht bestimmt ist. Also handelten die ersten Menschen ganz logisch und folgerichtig, wenn sie den Geboten Gottes nicht gehorchten, freilich nach einer vom Teufel erfundenen Logik.⁵⁶

Stoische Ruhe

Das klingt schon fast stoisch. Es ist auch kein Wunder, daß sich Denker gegen Ende der Neuzeit auf ähnlichen Bahnen bewegen sollten wie ihre antiken Vorläufer. Die Stoa entstand und blühte in einem durchaus ähnlichen Umfeld der Krise, der Spätphase der griechischen und dann römischen Zivilisation. Mein Kollege Eugen Maria Schulak empfahl mir die hervorragende Darstellung der Stoa von Max Pohlenz. Hier einige Grundzüge:

Das Grundempfinden der Hellenen ist nicht das „Du sollst“, sondern das „Du kannst“. Ihm bedeutet ein Sein an sich nichts; es wird erst sinnvoll, wenn es einem bestimmten

56 Ebd., S. 1462

Zwecke dient. Jede Pflanze und jedes Tier trägt in sich eine Bestimmung, die sie erfüllen, wenn sie die von Natur ihnen innewohnenden Anlagen zur Reife bringen. So braucht auch der Mensch nur sein eigentümliches Wesen voll zu entwickeln, dann erreicht er den bestmöglichen Zustand, die Areté, und in ihr muß auch seine Eudämonie liegen. Das Wort entstammt der religioösen Sphäre und besagt ursprünglich, daß der Mensch einen guten Dämon hat, von dem er geleitet wird. Der alte Glaube dachte sich den Dämon außerhalb des Menschen; später fand man ihn in der eigenen Brust. Aber auch als diese Vorstellung schon verblaßte, behielt das Wort einen tiefen, feierlichen Klang. Es liegt darin das subjektive Glückseligkeitsgefühl. Aber wie von dem äußeren Glück, der Eutychie, so ist die Eudämonie auch von der bloßen Freude am Wohlergehen weit entfernt. Was Eudämonie ist, haben die Jünger des Sokrates an dem Tage erlebt, als ihr Meister mit der gewohnten Ruhe und Freudigkeit in den unverdienten Tod ging, weil er das Bewußtsein hatte, daß der Dämon, dem er in seinem ganzen Leben willig und treu gefolgt war, ihn auch jetzt zum Guten führe. Wir Deutsche mögen auch an den blinden, todgeweihten Faust denken, der im Vollgefühl, Ewigkeitswerte zu schaffen, den höchsten Augenblick genießt. Auch das ist

hellenisch empfunden. Eudämonie ist eine innere Haltung, die ihre Freudigkeit aus der seelischen Harmonie und aus dem Bewußtsein schöpft, eine gottgewiesene Bestimmung zu erfüllen.⁵⁷

Jedes Lebewesen erreicht seine größte Leistungsfähigkeit und seinen bestmöglichen Zustand, wenn es seine Natur voll entwickelt. Das nennt der Grieche die Areté. Im streng philosophischen Sinne darf freilich nach der Stoa dieser Begriff ebenso wie der des Guten nur auf den Menschen angewendet werden, dessen Vernunftnatur sich in der Tugend vollendet. Zu dieser ist der Mensch durch die Keimkräfte des Logos, die er von Geburt an in sich trägt, veranlagt. Allerdings hat er von Natur nur „Samen“ und schwache „Fünkchen“ in sich und muß sich die Tugend selbst erarbeiten. Kein Gott wirft sie ihm als Geschenk in den Schoß, noch kann er sie ihm auf sein Gebet hin verleihen. Sie ist des Menschen eigene Leistung. Aber daß er zu dieser die Kraft hat, daran halten die Stoiker mit unbedingtem Opti-

57 Max Pohlenz (1970): Die Stoa. Geschichte einer geistigen Bewegung. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht. S. 111 tinyurl.com/pohlenz

mismus fest. So sehr sie die Vererbung der seelischen Eigenschaften auch innerhalb der ganzen Sippe als Erfahrungstatsache anerkennen ... , so fern liegt ihnen die Folgerung, daß das Kind mit einer schlechten Erbmasse, mit einer Art „Ersünde“ zur Welt komme. „Als Vernunftwesen hat der Mensch von Natur nur die Zueignung zum Sittlichguten“ hat Chrysipp mit aller Entschiedenheit erklärt; die Schlechtigkeit kommt von außen in ihn herein. Hier sind freilich die schlechten Einflüsse so übermächtig, daß kaum einer sich ihrer erwehrt.⁵⁸

Grundlage und Voraussetzung für die theoretische und praktische Lebenskunst ist das Wissen um die göttlichen und menschlichen Dinge, die Weisheit (sophia), die freilich nur wenigen zuteil wird, während sich die meisten mit der 'Philosophie', dem strebenden Bemühen um die rechte Haltung des Logos, begnügen müssen. Aus dieser Welterkenntnis leitet sich das Wissen um die Werte des Menschenlebens, um das Gute und Üble ab. Das ist die praktische Lebensweisheit, die Phronesis. Sie wirkt sich in vier Hauptrichtungen aus. Als Phronesis in engerem Sinne regelt sie

58 Ebd., S. 123

unser Handeln. Im Ertragen von Schwierigkeiten und Gefahren bewährt sie sich als Tapferkeit, nicht nur in der Schlacht, sondern überall, wo die sittliche Erkenntnis auf Widerstände stößt, als die seelische Haltung, die nach Chrysipps Definition 'im Dulden und Ertragen dem höchsten Gesetze ohne Furcht gehorcht.' In der Auswahl der erstrebenswerten Dinge wird die Tugend zur Sophrosyne, zur Selbstbeherrschung, die alle Triebe im Einklang mit dem Logos erhält. Im Verkehr mit den Mitmenschen endlich ist sie die Gerechtigkeit, die jedem nach dem, was ihm gebührt, das Seine zukommen läßt. Das sind die vier Kardinaltugenden, die nach althellenischem Empfinden schon Plato unterschieden hatte, und auch im einzelnen sind die Anregungen seitens der attischen Philosophie unverkennbar.⁵⁹

Die stoische Einstellung hat allerdings etwas Steifes, allzu Ernstes. Da kann ich gut verstehen, daß Eugen dem vielgeschmähten Epikur den Vorzug gibt. Auch in dieser Einschätzung trifft sich Friedell mit mir. Der Tragik einer absurden Existenz nimmt er die Schärfe,

59 Ebd., S. 126

indem er wie den Amateur im Besonderen auch das Spiel im Allgemeinen rühmt:

Das schlimmste Vorurteil, das wir aus unserer Jugendzeit mitnehmen, ist die Idee vom Ernst des Lebens. Die Kinder haben den ganz richtigen Instinkt: sie wissen, daß das Leben nicht ernst ist, und behandeln es als Spiel ...⁶⁰

Der treue Leser erinnert sich an Nietzsches Prophezeiung, daß nach dem Zeitalter des Kamels und des Löwen das Kind an der Reihe sei. Die Existentialisten erwecken eher den Eindruck kamelhafter Löwen, ihre Existenzen haben selten die Größe einer wirklichen Tragödie. Ihr Genre ist zeitgemäßer, zwischen Farce und *Splatter* angesiedelt. Friedell kann da der Grundeinstellung des gelernten Wiener mehr abgewinnen: Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst. Doch wer die Dinge nicht allzu ernst nimmt, gewinnt auch die Hoffnung wieder. Wie in Platos Höhlengleichnis kann die Abwendung von der Schattenwelt der Realität eine

60 Friedell: "Vorurteile", in: Die Fackel, Hg. Karl Kraus, 1905.

Zuwendung zum Licht nach sich ziehen. Diese Wendung, die Plato *Periagoge* nannte, erahnt Friedell als Zeitenwende, die wir von den Experten für Realität und Praxis nicht erwarten dürfen. Vielmehr spielt sich eine Tragikomödie ab:

Unter einem »ernsten« Menschen haben wir nämlich nichts anderes zu verstehen als den Menschen, der in der Realität befangen ist, den »praktischen« Menschen, den Materialisten; und unter einem unernsten Menschen den geistigen Menschen, der imstande ist, das Leben von oben herab zu betrachten, indem er es bald humoristisch, bald tragisch nimmt, aber niemals ernst. Beide, der humoristische und der tragische Aspekt, haben nämlich einunddieselbe Wurzel und sind zwei polare und eben darum komplementäre Äußerungen desselben Weltgefühls. Zur tragischen Optik gehört ganz ebenso das Nichternstnehmen des Daseins wie zur humoristischen: beide fußen auf der tiefen Überzeugung von der Nichtigkeit und Vanität der Welt.⁶¹

Wer macht die Realität? Der »Wirklichkeitsmensch«? Die-

61 Ders.: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 609

ser läuft hinter ihr her. Gewiß schafft auch der Genius nicht aus dem Nichts, aber er entdeckt eine neue Wirklichkeit, die vor ihm niemand sah, die also gewissermaßen vor ihm noch nicht da war. Die vorhandene Wirklichkeit, mit der der Realist rechnet, befindet sich immer schon in Agonie. Bismarck verwandelt das Antlitz Mitteleuropas durch Divination, Röntgenblick, Konjektur: durch Phantasie. Phantasie brauchen und gebrauchen Cäsar und Napoleon sogut wie Dante und Shakespeare. Die anderen: die Praktischen, Positiven, dem »Tatbestand« Zugewandten leben und wirken, näher betrachtet, gar nicht in der Realität. Sie bewegen sich in einer Welt, die nicht mehr wahr ist.

Pohlenz beschreibt den antiken Römer als Prototypus des „Praktikers“:

Die Römer waren ihrem eigentlichen Wesen nach ganz unphilosophisch, ausschließlich den praktischen Aufgaben des realen Lebens zugewandt. Bei ihnen herrschte nicht das Wissen, sondern der Wille. Spekulatives Denken und die hellenische Freude an der theopia, an der Schau und Erkenntnis um ihrer selbst willen, waren ihnen fremd. Sie eigneten sich die empirisch gegebenen Dinge auch geistig an, aber nur, um sie zu nützen, nicht um sie in ihrem innersten

Sein zu verstehen. Die Problematik des letzten Warum und Woher kümmerte sie nicht. Mit starker Intensität widmeten sie sich den konkreten Einzelaufgaben; aber gerade darum kam kein Trieb zur Verallgemeinerung auf. Man bildete sich Regeln für das praktische Handeln; aber nach einem im Naturgeschehen waltenden Gesetz fragte man nicht.⁶²

Es brauchte eine tiefe Krise, um den Römer zur Anschauung (*theoria*) zu bewegen. Die Erfahrung des Lebens in einem überdehnten Imperium war jenes Moment, das zu einer überraschenden Wiederbelebung der alten Stoa führte. Die Krise des spätrömischen Reiches ist von brisanter Aktualität für uns:

Ehrgeiz und Erwerbssinn, die neben der militärischen Tüchtigkeit zu den hervorstechenden Zügen des Römertums gehörten, hatten bisher ihr Genüge gefunden, wenn sie sich innerhalb der vom Herkommen gezogenen Grenzen und im Dienste des Ganzen betätigten. Jetzt wurde für den Römer, der in der Ferne als Vertreter seines Volkes auftrat, die Versuchung groß, die in seine Hand gelegte Machtfülle

62 Pohlenz: Die Stoa. S. 257

zu persönlichen Zwecken zu gebrauchen, und von selbst entfielen im Ausland manche Fesseln, die das Herkommen auferlegte. Aber auch in der Heimat weitete sich nicht nur äußerlich der geistige Horizont; die Berührung mit der neuen Welt brachte auch eine neue Wertung der Dinge, und trotz allen Widerstrebens erfaßte immer weitere Kreise das Bewußtsein, daß die alte Bauernmoral für die gegenwärtigen Aufgaben nicht mehr genüge. So kam es jetzt auch in Rom zu einer geistigen Krisis, wie sie Athen drei Jahrhunderte früher erlebt hatte. Den unbändigen Drang der Athener nach freier Entfaltung der eigenen Persönlichkeit hatten freilich die Römer nicht; aber auch bei ihnen verloren die bisher widerspruchslos anerkannten Autoritäten ihre Geltung, und der Einzelne mußte sich selbst einen Halt für die Lebensführung suchen. Den Athenern erstand in Sokrates aus ihrer eigenen Mitte der Retter; die Römer waren auf fremde Philosophen angewiesen. Zunächst witterten sie in diesen freilich nur Gefahr, und im Jahre 173 wurden zwei Epikureer aus der Stadt verwiesen. Aber als 155 die Häupter der drei anderen Philosophenschulen aus Athen als Gesandte kamen, hielt es sogar der alte Cato für seine Pflicht, den berühmten Karneades zu hören. Da mußte er erleben, wie dieser nachwies, die ganze Außenpolitik, die Rom groß ge-

macht habe, sei nicht von der virtus getragen, sondern auf Ungerechtigkeit aufgebaut gewesen. Das konnte und durfte nicht wahr sein. Aber aus eigenen Mitteln konnten die Römer die haarscharfe Dialektik des Griechen nicht widerlegen. Hilfe konnten sie nur von der fremden Philosophie selbst erwarten, von einer Philosophie, die ihrem Wesen kongenial war und den hergebrachten sittlichen Anschauungen einen festen Grund durch eine geschlossene Weltanschauung geben konnte. Das war die Stoa.⁶³

Aus der Krisis, die nach dem Zusammenbruch des freien Staates das griechische Geistesleben erfaßte, war die Stoa geboren worden. ... In der Heimat wurden die Rechte des Senates immer mehr geschmälert, und auch bei den Fragen, die seiner Kompetenz verblieben — nicht zum wenigsten bei Prozessen gegen Standesgenossen, die an höchster Stelle Mißfallen erregt hatten — fand sich zumeist eine willfährige Mehrheit, die im Sinne des Kaisers entschied. Der einzelne Senator sollte zu den Sitzungen erscheinen; aber ‚was er sagen wollte, durfte er nicht sagen, und was er sagen durfte, wollte er nicht sagen‘. An die Stelle der freien *res publica* war

63 Ebd., S. 259

das monarchische Imperium getreten.

Im ganzen Geistesleben Roms machte sich dieser Umschwung fühlbar. Bisher hatte den vornehmen Römer von Jugend auf die Redekunst in Anspruch genommen und ihm in Forum, Rathaus und Gerichtssaal Einfluß auf das staatliche Leben verstattet. Jetzt war dieser Tätigkeit der Boden entzogen, und die Rhetorik flüchtete sich in die Hörsäle der Schule, wo sie nicht mehr praktische Wirkung anstrebte, sondern einem gebildeten kleinen Kreise ästhetischen Genuß bereiten wollte. Statt der großen Fragen des realen Lebens wurden hier fiktive Fälle aus einer Phantasiewelt behandelt, und auf den Beifall der sensationslüsternen Hörer durfte am sichersten rechnen, wer sich am weitesten von der Wirklichkeit entfernte. Es bildete sich ein neuer Stil, bei dem der Unnatur des Stoffes die Gekünsteltheit der pointenhaschenden Form entsprach. Es war eine Treibhauskultur, die nur dadurch möglich war, daß die natürlichen Wachstumsbedingungen für eine große Beredsamkeit unterbunden waren. Der Kult der Form blieb; aber das Leben des Menschen konnte die Redekunst nicht mehr ausfüllen.

...

Seneca bezeichnet als die Grundstimmung der Zeit das *sibi*

displicere, die Unbefriedigtheit und Unrast, die fortwährend die Lebensweise wechselt und niemals Ruhe findet; und so vorsichtig er sich ausdrücken muß, so spüren wir doch auch bei ihm deutlich, daß er die letzte Ursache in dem Verluste der politischen Freiheit sieht, der es dem Römer verwehrt, sich in der ihm gemäßen Weise zu betätigen. Dazu hing jedenfalls unter manchem Herrscher über dem Vornehmen das Damoklesschwert, und die zahlreichen Angeber lauerten nur auf eine unvorsichtige Äußerung, um sie dem Monarchen zu hinterbringen und ein Einschreiten zu veranlassen.⁶⁴

Der *populus* selbst aber wird aus einer verpflichtenden Naturgemeinschaft zur unpolitischen „Gesellschaft“, zur Masse der „Vielen“, von denen wir uns zurückziehen müssen, wenn wir nicht von ihrer Unsittlichkeit angesteckt werden sollen.⁶⁵

64 Ebd., S. 277ff

65 Ebd., S. 315

Der Philosophenkönig

Zunächst lag der Eindruck nahe, daß die Mißstände der Zeit bloß an schlechten Politikern lägen. Die Betonung der *virtus* durch die Stoa traf so einen Nerv der Zeit. Die Hoffnung war groß auf „anständige“ Politiker, autoritäre Saubermacher. Das ist der eigentliche Grund, warum laut den antiken Denkern die Demokratie nach ihrem Verfall stets in der Tyrannis mündet. Ordnung zu bringen spießt sich mit dem demokratischen Prinzip, egal, wie man es auffaßt. Leider scheint der Masse eine Herrschaft durch üble Machthaber oft erträglicher, weil diese ihnen zumindest keinen Spiegel vorhalten. Politiker à la Faymann und Rudas haben etwas Besänftigendes, weil sie auf Augenhöhe des Durchschnittsmenschen scheinen.

Im alten Rom hingegen geschah ein Wunder. Die Sehnsucht der Zeit nach dem vermeintlich perfekten Politiker wurde gestillt; das Resultat war aber letztlich enttäuschend. Auch die stärkste *virtus* des einzelnen kann ein grundlegend ungerechtes System nicht retten.

Das Simulacrum wandelte sich nur kurz in einen Wunschtraum:

Im Jahre 161 erfüllte sich der Wunschtraum, den einst Plato gehegt hatte. Auf der Höhe des Lebens, vierzigjährig, bestieg ein Philosoph den Thron. Große politische Reformen in philosophischem Sinne verboten sich freilich im Weltreich von vornherein, und selbst um in Augustus' Sinne mit Hilfe der Stoa in den maßgebenden Schichten die altrömische virtus zu neuem Leben zu erwecken, war die Zeit nicht mehr geeignet. Ganz andere Probleme drängten sich vor. Kriege mit alten und neuen Feinden, innere Aufstände, Seuchen und Naturkatastrophen erschütterten das Reich in seinen Grundfesten und stellten den Herrscher vor die schwierigsten Aufgaben. Marc Aurel hat sie mit dem strengen Pflichtgefühl des Stoikers übernommen und mit zäher Tatkraft gemeistert. Aber die Frische und Freudigkeit, mit der etwa Panaitios' Freund Scipio an das Reichsregiment herangetreten wäre, brachte er nicht mehr auf. Für ihn war das Kaisertum die schwere Bürde, die ihm die Vorsehung auferlegt hatte und die er mit Zurückdrängung aller persönlichen Neigungen tragen mußte. Er dankte Gott, daß dieser ihm die Kraft gegeben hatte, an der Spitze des Reiches seine

Pflichten gegenüber der großen menschlichen Gemeinschaft zu erfüllen. Aber staatsbürgerliches Empfinden und philosophische Haltung bildeten auch bei ihm keine innere Einheit mehr. ...

Marc Aurel sollte als absoluter Herrscher regieren. Viel lieber hätte er sich in der Zurückgezogenheit seiner Philosophie gewidmet. Aber die Vorsehung wollte es anders, und ohne Murren ist er ihrem Gebote gefolgt. Was in seinen Kräften stand, hat er getan, um den bereits in seinen Grundfesten wankenden Bau des Reiches zu stützen, und der Platz auf dem Capitol, den ihm das moderne Rom gegeben hat, ist wirklich verdient. Auch für die soziale Wohlfahrt der Bürger hat er gesorgt. Näher lag es dem Philosophenherrscher noch, an ihrer sittlichen Förderung zu arbeiten. Illusionen hat er sich dabei freilich nicht hingegeben. „Mache dir keine Hoffnung auf den platonischen Staat! Sei zufrieden, wenn es auch nur ein klein wenig vorwärts geht!“ (IV 29). Auch auf Dank rechnet er nicht. Er weiß: von den Menschen, für die er soviel gekämpft, gebetet, gesorgt hat, werden viele seinen Tod begrüßen, und mancher wird bei sich sagen: „Endlich können wir von dem alten Schulmeister aufatmen. Schlimm war er ja gegen keinen von uns, aber ich

merkte doch, daß er im Grunde seines Herzens auf uns herabsah“ (X 36). Aber das soll ihn nicht irremachen. „Morgens, wenn du verdrießlich aufwachst, halte dir vor Augen, daß du für eine menschliche Aufgabe geweckt wirst! Du bist nicht zum Genuß, sondern zum Handeln im Dienste der Gemeinschaft geschaffen.“⁶⁶

Natürlich konnte ein Philosoph auf dem Thron auch nicht anders, als die Philosophie zu fördern. Diese „Bildungsinitiative“ war genauso wenig von bleibender Wirkung wie die sittliche Förderung seiner Untertanen. Oft wirkt die Dotierung aus Steuermitteln und Verstaatlichung sogar gegenteilig, wie unsere heutigen „Universitäten“ zeigen, die an der Umarmung durch den Staat erstickt sind. Marc Aurel erlitt ironischerweise an seinen geistigen Nachkommen dasselbe Schicksal wie an seinen physischen:

Marc Aurel wollte der Philosophie auch in ihrer alten Heimat wieder eine feste Tradition sichern und schuf darum in Athen im Jahre 176 staatlich besoldete Lehrstühle für die

66 Ebd., S. 289, 352

Philosophie, sogar zwei für jede der vier großen Schulen. Noch unter Septimius Severus hören wir von Gehältern, die die Philosophen vom Staate bezogen. Aber diese Unterstützung von oben hatte ebensowenig Erfolg wie früher die Verfolgung. Um 250 klagt Longinos über den Niedergang, in dem sich die gesamte Philosophie mit Ausnahme des Neuplatonismus befinde. ... in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts stirbt die Stoa allmählich aus, nachdem sie ein halbes Jahrtausend das Geistesleben von Hellas maßgebend beeinflusst hatte.⁶⁷

Sein Sohn Commodus ist eine der rührendsten Illustrationen dafür, daß sich Eltern nicht zu ernst nehmen sollten. Hervorragend ist dieser Typus des aufgrund des Freiseins von der großen Sorge Entarteten, wie es Spengler in seiner ebenfalls typischen Schärfe ausdrückt, im Film *Gladiator* durch Joaquin Phoenix portraitiert. Commodus hat das größte moralische Vorbild zum Vater und wird zum Inbegriff der Unmoral, erfährt die größte intellektuelle Frühförderung, die man sich

67 Ebd., S. 290

vorstellen kann, und enttäuscht doch intellektuell, wird zum großen Krieger vorbereitet und erweist sich als Schwächling. Auch diese „Bildungsinitiative“ im Kleinen scheiterte also ebenso grandios wie jene im Großen. Die Götter beurteilen solch Pläne wohl als Hybris und vereiteln sie nur allzu gerne, erinnern Sisyphos an sein Los und bewahren seine Existenz vor der Langeweile, auf Tragik und damit Humor verzichten zu müssen. Die Stoiker haben sich offenkundig zu ernst genommen.

In Wirklichkeit starb Marc Aurel jedoch nicht durch die Hand seines Sohnes, wie im Film *Gladiator* aus dramaturgischen Gründen vorgesehen, sondern in Wien, vermutlich an der Pest. Diese Wendung der Geschichte ist voll von Ironie, denn nicht nur ist Wien der Achsenpunkt historischer Verhängnisse schlechthin, beginnt mit dem Wiener Kongreß die Moderne und wird in Wien mit der Auslösung des Ersten Weltkrieges auch wieder zu Grabe getragen, sondern auch die Pest hat eine ähnliche historische Bedeutung eines Achsensymbols:

die Geburtsstunde der Neuzeit wird durch eine schwere Erkrankung der europäischen Menschheit bezeichnet: die schwarze Pest. Damit soll aber nicht ausgedrückt sein, daß die Pest die Ursache der Neuzeit war. Sondern es verhielt sich gerade umgekehrt: erst war die »Neuzeit« da, und durch sie entstand die Pest.⁶⁸

Adelstugend

Der tiefe Fall von Marc Aurel zu Commodus spiegelt in nur einer Generation wieder, was sich später über Jahrhunderte erneut abzeichnen sollte und zur Neuzeit hinführte. Nach den Wirrnissen des Endes der antiken Zivilisationen schaffen neue *viri boni* Ordnung und besinnen sich dabei einer *virtus*, die sie Ritterlichkeit nennen. Der große österreichische Historiker Otto Brunner beschreibt Geisteshaltung und Niedergang des mittelalterlichen Adels sehr präzise in seinen Werken *Land und Herrschaft* sowie *Adeliges Landleben und europäischer Geist*. Aus letzterem werde ich ein wenig zitie-

68 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 96

ren, da es mir näher liegt, weil es einen engen Österreichbezug hat und viel zur Begriffsgeschichte der Ökonomie beiträgt. Brunner zeigt die Beziehung zwischen *virtus* und Adel auf:

Tugend (Areté, Virtus) ist der Zentralbegriff adeligen Denkens. So konnte Werner Jäger das erste Kapitel seines *Paideia*-Werkes überschreiben: „Adel und Areté“. Areté ist bei Homer heroische Kraft und Tüchtigkeit, und das dazugehörige Adjektiv *agathós* bedeutet ursprünglich edel, tapfer. [Ingeborg Knaipp weist mich darauf hin, daß man an *agathós* noch schön den indogermanischen Wortstamm sieht, der sich im deutschen *gut* wiederfindet.] Beide Worte haben auch schon einen allgemeineren, ethischen Sinn, sie bezeichnen die Haltung des vornehmen Mannes. Schon bei Homer steht aber „dem Adelstolz, der gern auf die lange Reihe der erlauchten Vorfahren blickt, die Erkenntnis gegenüber, daß der Vorrang der Stellung nur durch die Tugenden behauptet wird, durch die er errungen worden ist“.⁶⁹

69 Otto Brunner (1949): *Adeliges Landleben und Europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhardts von Hohenhausen 1612-1688*. Salzburg: Müller. S. 75f

Der Verlust dieser Stellung spielt sich zwischen zwei spanischen Epen ab. Im *Cantar de mio Cid* des 13. Jahrhunderts ist der adelige Ritter Rodrigo Díaz de Vivar (eine reale Gestalt des 11. Jahrhunderts) schon „Glaubenskämpfer und Kondottiere, der zeitweise sogar in maurischen Diensten stand, in untrennbarer Einheit von Geschäftssinn, Eroberungstrieb und religiöser Leidenschaft geleitet.“ Die Tragik dieser Gestalt zeichnet sich bereits in den ersten Zeilen des Lieds ab:

*De los sos oios tan fuertementre llorando,
Tornava la cabeça e estavalos catando;
Vio puertas abiertas e uços sin cañados,
alcandaras vazias, sin pieles e sin mantos,
e sin falcones e sin adtores mudados.
Sospiro Mio Cid, ca mucho avie grandes cuidados.
Fablo mio Cid bien e tan mesurado:
«¡grado a ti, Señor Padre, que estas en alto!
»Esto me an buuelto mios enemigos malos.»*

Seine Augen stark verweint,
wandte er das Haupt und betrachtete sie;
er sah offene Tore und Türen ohne Schlösser,

leere Kleiderständer, ohne Pelze und ohne Mäntel,
ohne Falken und ohne gemauserte Habichte.
Mein Cid seufzte, so viele große Sorgen bekümmerten ihn,
mein Cid sprach so gut und angemessen:
„Ich preise Dich, Herr Vater, der Du oben bist!
Dies haben mir meine üblen Feinde angetan.“

Der *Don Quijote* von Cervantes hingegen beginnt gänzlich untragisch, man merkt gleich, daß man sich in einer Komödie befindet. Es ist nur die Gegenseite der Tragik, der Humor geblieben:

En un lugar de la Mancha, de cuyo nombre no quiero acordarme, no ha mucho tiempo que vivía un hidalgo de los de lanza en astillero, adarga antigua, rocín flaco y galgo corredor.

An einem Ort von La Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern möchte, lebte vor nicht allzu langer Zeit ein Ritter von der Sorte, die einen Speer im Waffenschrank, einen alten Schild, einen mageren Gaul und einen Windhund zum Jagen haben.

Brunner beschreibt den Bruch, der hier poetisch festgehalten wurde, so:

Im Don Quijote des Miguel de Cervantes entsteht hier das unsterbliche, hintergründige Kunstwerk, Denkmal zugleich der Adelswelt und Ankündigung ihres Endes. Das Buch richtet sich zuerst nur gegen die Illusionswelt der Ritterromane. Es läßt im tiefsten das hohe Ethos des christlichen Ritters unberührt, macht aber in der „Narrheit“ des Don Quijote seine Unwirklichkeit, seinen dauernden Konflikt mit der Realität sichtbar. Ihm tritt in Sancho Pansa der „Materialist“ in seiner irdischen Gebundenheit entgegen, der doch der Vertreter des gesunden Menschenverstandes ist.⁷⁰

Der Adel war zum Simulacrum, zum rein formalen Zeichensystem geworden, dem die reale Grundlage zunehmend verloren ging. Diesen Wandel beschreibt Egon Friedell mit seiner gewohnten Schärfe, die durch manch Übertreibung an Klarheit gewinnt:

Der Adelige, soweit er nicht einfach Räuber war, wurde ein besserer oder vielmehr ein schlechterer Bauer oder ein lästiger Raufbold. Bisher hatten ihn die Fragen der Minne am

70 Ebd., S. 130

lebhaftesten beschäftigt: Liebeshöfe, Liebesregeln, Taten und Leiden zu Ehren der Erwählten; Kindereien, wenn man will, aber lauter ideale Probleme. Wenn früher zwei Junker zusammenkamen, so sprachen sie von diesen Dingen oder von religiösen oder poetischen Themen; jetzt beginnen sie jene Gegenstände zu erörtern, von denen bis zum heutigen Tage die Junker fast ausschließlich reden: Pferde, Dirnen, Duelle und Kornpreise. Geiler von Kaisersberg sagt: »Nur der Name des Adels ist geblieben, nichts von der Sache bei denen, die edel heißen. Es ist eine Nußschale ohne Kern, aber voller Würmer, ein Ei ohne Dotter, keine Tugend, keine Klugheit, keine Frömmigkeit, keine Liebe zum Staate, keine Leutseligkeit, ... sie sind voll Lüderlichkeit, Übermut, Zorn, den übrigen Lastern mehr ergeben als alle anderen.« Daran ist das Rittertum zugrunde gegangen, nicht, wie so oft behauptet wird, am Schießpulver. Denn erstens sind sie ja nicht durch die neuen Formen der Kriegführung depossediert worden, sondern durch ihre Beschränktheit und Überheblichkeit, die sie verhinderte, sich rechtzeitig diesen veränderten Bedingungen anzupassen, und zweitens hat sich

der Gebrauch der Feuerwaffen ungeheuer langsam durchgesetzt.⁷¹

Und dann zeichnet sich eine Episode ab, die in ähnlicher Weise immer wieder kehrt. Die Praxis der herrschenden Ordnung ist zum weltfremden Simulacrum geworden, das die Wahl zwischen stoischem Erdulden und Täuschung läßt, zwischen nüchterner Fassung und enttäuschter Weltflucht:

Das Barockzeitalter steht am Ende der Adelswelt. Es folgt auf den Einbruch religiöser Mächte in Reformation und Gegenreformation und unternimmt es mit Anspannung aller Kräfte, in „stoischer“ Haltung eine „christliche Welt“ zu erneuern. Daher erscheint im 17. Jahrhundert eine „höfische Welt“ wie in der Zeit um 1200, aber unter ganz anderen Voraussetzungen. Denn diese Welt ist bedroht von den neuzeitlichen Tendenzen, dem modernen Staat, der „Bürgerlichkeit“, dem „natürlichen System der Geisteswissenschaften“. Daher ist die Dichtung dieser Zeit in stärkerem Maße als die adelige Welt des Mittelalters „Illusionskunst“.

71 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 119

Ihren Höhepunkt erreicht sie in der Oper, der Schöpfung des frühen 17. Jahrhunderts.⁷²

Die unvermeidliche Ent-Täuschung habe, so Brunner, am besten ein Werk des Jesuiten Balthasar Gracián ausgedrückt. In *El Heroe* von 1637 trägt Gracián beim Malen des bedrohten Ideals vom Helden so dick auf, daß das poetische Make-up als erstarrte Maske vom verdeckten Antlitz bröselt, und damit das mittelalterliche Bild vom Adeligen ins Wanken gerät. Gracián kann so als früher Existentialist wider Willen gelten, wie Brunner deutlich macht:

... hier fehlt das Entscheidende aller bisherigen Adelsbilder, der Sinn für das Maß; soll doch der „Heroe“ der einzigartige, ungewöhnliche Mensch sein, „der Idealmensch, der danach strebt, der erste, der einzige zu sein“ (Hazard). Das ist kein Standesideal mehr, sondern die Lehre vom Ausnahmemenschen. Es gibt für Gracián den Adel als Stand nicht mehr. Es ist der Niedergang der spanischen Großmacht, das Ende des „siglo de oro“ [goldenen Zeitalters], der Blüte

72 Brunner: Adeliges Landleben. S. 124

spanischer Literatur und Kunst, das eine tiefe Enttäuschung, Ernüchterung, Desillusionierung hervorrief: den „desengaño“. Hier versank der Glaube an die verbindende und gestaltende Kraft des Humanismus. Gracián, der selbst voll im Besitz humanistischer Bildung ist, glaubt noch an die Kraft der Humanitas, er weiß aber, daß ihrer Wirksamkeit in der Welt Grenzen gesetzt sind: „Poco importa la honra antigua, si la infamia es moderna“ [Wenig Bedeutung hat die alte Ehre, wenn der Frevel das Gebot der Stunde ist]. Der Mensch steht in einer verfallenden Welt nicht mehr unter von dem Standesideal bestimmten Gleichgestellten, sondern hat sich gegen den Widerstand der Bösen durchzusetzen. Diese Welt ist im christlichen Sinn verworfen, darum kann sich auch der Gute in ihr nur mit Weltklugheit, mit List und Verstellung behaupten. Zur Lehre vom Ausnahmemenschen tritt eine allgemeine Lehre von der menschlichen Gesellschaft, der breiten Masse, der Lebensklugheit. In dem Roman „El Criticón“ (1651 bis 1657) „zerreißt er die Formen, mit denen die Gesellschaft sich umgibt, und entlarvt ihr System von Werten als eine Ideologie, die die wahren Macht- und Geltungsinteressen decken und verdecken soll“, im *Oráculo manual y arte de prudencia* (1653) schreibt er ein Handbuch der Taktik der Lü-

ge, durch die man sich vor der Gesellschaft schützen kann, indem man zum Schein ihre Sprache spricht.⁷³

Damit sind wir schon mitten in der Neuzeit angekommen. Spanien erstarrt im *desengaño*, was in der Tat die wortwörtliche Übersetzung von Enttäuschung ist; die neuen Keime werden in Italien ausgebrütet. Aufgrund seiner Diversität brachte Italien zwar selbst nicht den modernen Machtstaat hervor, aber die moderne Politik im negativsten Sinne:

Hier konnte der Machtkampf, das politische Handeln alle anderen Motive in den Hintergrund drängen. ... Diese Besessenheit vom politischen Handeln, die etwas ganz anderes ist, als alles, was in der antiken, scholastischen und humanistischen Überlieferung Politik hieß, war um 1500 nicht minder vorhanden, da sich der Untergang vieler Kleinstaaten und ihre Eingliederung in die italienischen Mittelstaaten, der Einbruch der großen Mächte und ihr Ringen um die Vorherrschaft in Italien, die zugleich das Übergewicht in Europa bedeutete, vollzog. Diese „Politik“ ist ein wesentli-

73 Ebd., S. 130f

ches Element der „Renaissance“, aber nur eines neben anderen und keineswegs auf sie beschränkt. Machiavelli hat sie nicht erfunden, sondern nur entdeckt und exakt beschrieben. Worum es ihm ging, war die Freiheit seiner Heimat Florenz, und er wußte, daß diese nur möglich war im Rahmen eines selbständigen italienischen Gesamtstaates. Um ihn mußte man mit den Mitteln kämpfen, die die Mittel der Zeit waren.⁷⁴

Wie ich in meiner Analyse des schwierigen Begriffes „Staat“ geschildert habe,⁷⁵ ist zunächst von der *ragione di stato* die Rede, als praktische Lehre, wie sich eine Herrschaft stabilisieren läßt. Im deutschen Sprachraum stößt das neue Fremdwort zunächst auf große Vorbehalte, die heute leider alle vergessen sind. Friedell hat auch hierzu etwas zu sagen:

Der politische Zentralbegriff dieses Zeitraums, in dem der Absolutismus heranreift, ist die Staatsraison, die *ratio status*, von der der deutsche Satiriker Moscherosch sagt: »Ratio

74 Ebd., S. 126f

75 wertewirtschaft.org/analysen/

status ist ihrem Ursprünge nach ein herrlich, trefflich und göttlich Ding. Aber was kann der Teufel nicht tun? Der hat sich auch zur Ratio status gesellt und dieselbe also verkehrt, daß sie nun nichts mehr als die größte Schelmerei von der Welt ist, daß ein Regent, der rationem status in Acht nimmt, unter derselben Namen frei tun mag, was ihm gelüstet.« Und in einer anderen zeitgenössischen Schrift heißt es: »Es ist ein Augenpulver oder Staub, welchen die Regenten den Untertanen in die Augen sprengen; es ist eins der vornehmsten Kunststücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten.«⁷⁶

Das letzte Aufbäumen der alten Ordnung, indem sie allzu pragmatische, moderne Mittel zu ihren Zwecken wählt, bedeutet ihr unausweichliches Ende. Die Enttäuschung verbreitet sich rasant und ergreift nun auch Frankreich:

Der Sieg des Absolutismus vernichtet die Voraussetzung echter adeliger Haltung. Der durch die Niederlage der Fronde aufs tiefste enttäuschte Herzog von La Rochefou-

76 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 425

cauld ließ, bereits von Gracián beeinflusst, 1665 seine „Maximes“ erscheinen, die das Motto tragen: „Unsere Tugenden sind verkappte Laster.“ Noch steht La Rochefoucauld auf dem Boden der antiken Tugendlehre, aber er zersetzt sie. Hier wird aus tiefstem Pessimismus der Triumph der Leidenschaften über die Raison geschildert, in den edelsten Neigungen und Eigenschaften der dahinter stehende, alles beherrschende Egoismus enthüllt. Die Seele erscheint durch die physische Natur bestimmt. Die mit La Rochefoucauld befreundete Comtesse de Lafayette schuf damals den Typus des „Antiromans“, den Roman der Desillusionierung, der in Frankreich bis Balzac und Flaubert von stärkster Wirkung war.⁷⁷

Die klügeren Adeligen hatten aber eine richtige Ahnung, daß der Bedeutungsverlust ihres Standes eine reale Lücke hinterlassen würde, die sich im modernen Staat negativ auswirken sollte. Als der niederösterreichische Adel eine Existenzberechtigung suchte, bezogen sich dessen Standesvertreter auf Edmund Burke und

77 Brunner: Adeliges Landleben. S. 133

Montesquieu. Ersterer klagte in seinen Betrachtungen zur Französischen Revolution:

Doch das Zeitalter der Ritterlichkeit ist vorüber. Jenes der Sophisten, Wirtschaftler und Rechner hat gesiegt; und die Herrlichkeit Europas ist für immer erloschen. Niemals wieder werden wir die großzügige Loyalität zu Rang und Geschlecht erblicken, diese stolze Unterordnung, diesen würdevollen Gehorsam, diese Unterordnung des Herzens, die selbst in der Unterwürfigkeit den Geist einer erhabenen Freiheit am Leben hielt. Die ungekaufte Würde des Lebens, die billige Verteidigung der Nationen, die Amme männlicher Empfindung und heroischer Unternehmungen ist fort! Sie ist fort, dieses Gespür für Prinzipien, diese Sittsamkeit der Ehre, die einen Flecken wie eine Wunde fühlte, die den Mut stärkte und zugleich die Tollkühnheit mäßigte, die adelte, was sie berührte, und unter der selbst die Lasterhaftigkeit die Hälfte ihres Übels verlor, indem sie all ihre Grobheit verlor.⁷⁸

78 Edmund Burke (1868): *Reflections on the Revolution in France*. S. 89.

Letzterer sprach von den *Pouvoirs intermediaires*, wie Brunner zusammenfaßt:

Es ist Aufgabe des Adels, als „Zwischengewalt“ das Verfallen in einen „état populaire ou despotique“ zu verhindern. Daher soll die lokale Grundobrigkeit als Schutzwehr gegen Massendemokratie und bürokratisches Regiment erhalten bleiben. So wird der Adel mit den Mitteln rationalen Denkens gerechtfertigt. Hielten aber seine Institutionen einem solchen rationalen Denken, das sich aus Staatsräson und Naturrecht nährte, stand? Montesquieu steht selbst ganz in dieser Tradition. Ihm ist, dem Souveränitätsdenken der Neuzeit entsprechend, der Herrscher in der Monarchie die einzige Quelle des Rechts. Die innere Dynamik dieser Position aber treibt die europäische Monarchie zum aufgeklärten Absolutismus und damit an das Ende ihrer Möglichkeiten. Fortan gab es für das politische Denken nur noch „Legitimus“, wie der Adel nur noch konservativ sein konnte. Montesquieus Wort von der gegenseitigen Bedingtheit von Monarchie und Adel ist in Wirklichkeit das Todesurteil über beide. Denn die Umwälzungen in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft entzogen ihnen die Grundlage. Was konn-

ten hier Räsonnements nützen, die mit Denkmitteln arbeiteten, die der Gegner selbst ausgebildet hatte?⁷⁹

Brunner schätzt auch die kulturellen Folgewirkungen dieses Traditionsbruchs sehr ähnlich ein wie Friedell. Wie ich schon in früheren Scholien angedeutet habe, zeigt sich dabei eine Paradoxie: Traditionalismus ist meist ein Symptom des Traditionsverlusts. Das zeigt sich in der romantischen Sehnsucht nach dem vermeintlich Alten, dessen künstliche Wiederbelebung doch nichts mit dem Alten Vergleichbares hervorbringt, sondern stets Zerrformen, der die Nachwelt erst recht die Verhaftung in ihrer Zeit ansehen können. Der treue Leser erinnert sich an die moderne Romantik, die ich in den letzten Scholien beschrieb, und kann darin ein Wiederkehren früherer Muster erkennen:

Im England des 18. Jahrhunderts aber hat sich auch zuerst jene geistige Strömung herausgebildet, die auf das „Mittelalter“ zurückgriff, weil man keinen ungebrochenen Traditi-

79 Brunner: Adeliges Landleben. S. 329

onszusammenhang mehr besaß, die englische Präromantik. Nach 1750 hat Horace Walpole zuerst ein „neugotisches“ Landschloß gebaut, in einer Bauweise, die grundsätzlich verschieden war von der echten Gotik, die in England als Nebenströmung bis um 1700 fortgelebt hatte, und derselbe Mann veröffentlichte 1763 den ersten Ritter- und Räuberroman „The Castel of Otranto“, das erste Beispiel einer Literatur, die weiteste Verbreitung gewann, der Goethes Götze und Walter Scotts Romane ebenso entsprangen wie die Masse der Trivialromane und der Jugendschriften vom Typus Christoph von Schmid, die das Bild der Unterschichten vom Mittelalter bestimmten, der in der deutschen Sprache um 1800 aufkommende Begriff des „Raubritters“ entstammt. Mit dieser literarischen Figur operierte nicht nur der Dichter des liberalen Wiener Bürgertums, Eduard von Bauernfeld, wenn er sagte: „Raubritters Sohn - man nennt sie Ständ“; mit ihr identifizierte auch der Adel seine eigenen Vorfahren. Diese englische Präromantik ist einer der Quellpunkte des Historismus, der erst möglich war, seitdem man diesseits der alten Adelswelt stand. Klassizismus und Romantik erweisen sich einer solchen Sicht als feindliche Brüder. Sie greifen auf die „Natur“, das „Volk“, auf die Vergangenheit, die Antike, das Mittelalter, den alten

Norden zurück, die nun nicht mehr als das eigene Selbst, sondern etwas Vergangenes, Ursprüngliches verstanden werden.⁸⁰

Pessimismus oder Demokratie

Auch hinsichtlich der Schlüsse aus seinen Beobachtungen trifft sich Brunner mit Friedell. Am Ende des hier rezipierten Werkes beschreibt er noch einmal recht allgemein das Entstehen der alten Ordnung, ohne diese irgendwie zu beschönigen, und konstatiert doch eine Lücke, die als Inkubationsperiode erscheint. Über ein „Ende der Geschichte“ im finalen Entwurf westlicher Demokratie hätte er nur müde gelächelt; aber diese These nimmt heute ohnehin niemand mehr ernst. Wir stehen in dieser Hinsicht noch immer am Anfang der Geschichte, nach Jahrhunderten nur wenig klüger. Die letzten Sätze des folgenden Zitats aber sind sehr weise:

Wir wissen heute, daß die Hochkulturen aus der Überschichtung von Ackerbauvölkern durch Hirtenkrieger, vor

80 Ebd., S. 332

allem durch das Pferd beherrschende Reitervölker hervorgegangen sind. So war die Hochkultur durch Jahrtausende eine Welt der Herrschaft reiterlicher Herrensichten auf dem Land und in der Stadt. Sie ruht aber überall auf dem paternal geordneten Pflugbauerntum auf. Diese adelig-bäuerliche Herrschaftswelt hat sich im neueren Europa und dessen überseeischen Siedlungsländern zur industriellen Welt der Arbeit gewandelt und diese ist nun daran, die ganze Erde zu ergreifen. Hier verschwindet nicht nur die adelige „Herrschaft“, sondern auch das „bäuerliche Haus“ wird als gültige Sozialform beiseite geschoben, wenn nicht überhaupt aufgelöst. Dieser neuen Welt ist es bisher nicht gelungen, dauernde Formen des menschlichen Zusammenlebens und ein ihr gemäßes Geistesleben zu gestalten. Wir leben noch immer in stärkstem Maße aus dem geistigen Erbe einer andersartigen Vergangenheit, ohne in ihm zwischen dem Dauernd-Gültigen, Allgemein-Menschlichen und dem Zeitbedingten, nun zur Vergangenheit Gewordenen mit Sicherheit scheiden zu können. Es gibt uns in vielem keine Antwort auf die uns bedrängenden Fragen mehr

und doch können wir es nicht aufgeben, ohne vor dem Nichts zu stehen. Sollte hierin nicht eine der wesentlichen Wurzeln der geistigen Krise der Gegenwart liegen?⁸¹

Es ist eine uralte Auffassung, daß es eine Regelmäßigkeit in der Abfolge der Staatsformen gibt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts faßte man diese gar als Naturgesetz auf. Der bedeutende Vertreter der Historischen Schule Wilhelm Roscher nannte daher sein *opus magnum* zur Politik eine *Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie*. Sein Duktus ist schon überaus nüchtern, doch noch nicht nüchtern genug für die Ernüchterung des 20. Jahrhunderts. Sein Abfolgegesetz des Staatsformen hängt noch am alten Ideal, seine weiteren Ausführungen jedoch legen eine Fülle von Indizien dagegen vor. Hier wird deutlich, was die Staatsformen im idealen Sinne eigentlich bedeuten und warum und unter welchen Voraussetzungen die Demokratie als Ideal erscheinen kann:

81 Ebd., S. 339

Wo es noch äußerst wenige Menschen gibt, die einem hohen Staatsamte vorstehen können, da stellt sich naturgemäß die Monarchie ein. Ebenso naturgemäß aber muß sie Aristokratie werden, wenn sich eine ganze Klasse, zur Demokratie, wenn sich das ganze Volk die zur Staatsverwaltung notwendige politische Fähigkeit erworben hat.⁸²

Daß dies mit der heutigen Realität wenig zu tun hat, ist offensichtlich. Doch entsprach zumindest der historische Übergang dieser Schilderung? Die Propaganda des Dritten Standes gab das wohl vor: daß endlich der Zeitpunkt gekommen war, an dem das Volk aufgeklärt und gebildet genug wäre, um die Politik zu übernehmen. War es nicht eher der Punkt, an dem die bisherige politische Klasse so enttäuscht hatte, daß sich eine Vielzahl befähigt fühlte, es besser zu tun? In jedem Fall ist es eine große Illusion der Moderne, daß Ausweitung von Demokratie darin bestünde, mehr Wählern die

82 Wilhelm Roscher (1893): Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Stuttgart: Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. S. 11

Möglichkeit zu geben, ihre Stimme abzugeben. Wenn sich vormoderne Denker positiv über die Demokratie äußern, dann meinen sie immer die Zunahme des Bürgerbewußtseins, der Verantwortungsfähigkeit und Weisheit einer Vielzahl von Menschen. Dieses Ideal bedarf großer Anstrengung und ist nichts, daß man einfach so vom Fortschritt der Dinge erwarten darf. Die allermeisten großen Denker der Vergangenheit waren diesbezüglich sehr skeptisch. Auch Egon Friedell teilt diesen nüchternen Pessimismus, was die Masse betrifft:

Das Volk will niemals die Freiheit, erstens, weil es gar keinen Begriff von ihr hat, und zweitens, weil es mit ihr gar nichts anzufangen wüßte. Die Freiheit hat nämlich nur für zwei Klassen von Menschen einen Wert: für die sogenannten privilegierten Stände und für den Philosophen. Die ersteren haben sich das Talent, Freiheit angenehm oder nutzbringend zu verwenden, durch ein generationenlanges Training mühsam erworben; der letztere hingegen hat die Freiheit immer und überall, in jeder Lebenslage und unter jeder Regierungsform. Die große Majorität der Menschheit jedoch... würde der trostlosesten Langeweile verfallen, wenn

sie nicht durch tausend Zwangsmaßregeln von sich selbst und ihrer inneren Leere abgelenkt würde. Man gebe einem Hafenarbeiter, einem Kommiss, einem Turnlehrer oder einem Briefträger die volle Verfügung über seine Zeit und seine Person, und er wird trübsinnig oder zum Schurken werden. Und was noch viel wichtiger ist: man vergißt zu-
meist, daß die sogenannte freiheitlichere Regierungsform fast immer das einzelne Individuum unfreier macht. Unter dem Absolutismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war der Bürger zu nahezu vollständiger Nullität verurteilt, hingegen spielte sich sein Privatleben in einer Behaglichkeit, Friedlichkeit und Unbehelligtheit ab, von der wir uns heute kaum mehr einen Begriff machen können; unter der konstitutionellen Monarchie des neunzehnten Jahrhunderts bekam er politische Rechte, aber zugleich die allgemeine Wehrpflicht: diese ist aber ganz zweifellos eine weit größere Sklaverei als irgendein Despotismus der früheren Zeit.⁸³

John Derbyshire, den ich als rares Exempel britischer Eloquenz bei einer Konferenz kennenlernte, schrieb

83 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 851

unlängst ein Plädoyer für den Pessimismus. Sein Buch mit dem schönen Titel *We are doomed* richtet sich als Mahnschrift an US-Konservative. Derbyshire ist mit der Tochter eines Mao-Generals verheiratet und daher intimer Kenner Chinas. Vielleicht begünstigt das seine Botschaft, daß die Amerikaner ihren kindischen Optimismus aufgeben und sich endlich der Realität stellen sollten. Sein Buch beginnt so:

... um unsere Nation und um unsere Zivilisation steht es immer schlechter. Einer der schwerwiegendsten Gründe, warum alles überhaupt so schlimm kommen konnte, ist die Tatsache, daß viele von uns einer törichten und utopischen Denkweise verfallen sind. Aber diese Denkweise ist falsch, weil sie zu optimistisch ist, was die menschliche Natur und die zwischenmenschlichen Beziehungen betrifft. Die angemessene Perspektive der Konservativen, so werde ich argumentieren, ist ein pessimistische, zumindest so weit sie die Dinge dieser Welt betreffen. Wir wurden in die Irre geführt und die konservative Bewegung wurde von Legionen von Narren und Smiley-Masken tragenden Wichtigtuern aus der Bahn geworfen. Mein Ziel ist, diese Übeltäter zu entlarven.

Ich habe sowohl eine Diagnose als auch eine Prognose zu bieten. Die Diagnose ist, daß Konservatismus durch Nachgeben gegenüber infantilen Versuchungen schwer geschwächt wurde: Versuchungen des Optimismus, des Wunschdenkens, der Frohbotschaften, der absurdesten und grotesksten Theorien über den Menschen und die menschliche Welt. So geschwächt, kann der Konservatismus nicht mehr das Rückgrat des schonungslosen Realismus sein, das jede organisierte Gesellschaft braucht. Daher meine Prognose, daher mein Titel. Wir sind dem Untergang geweiht.

Durch den Verzicht auf die uns gebührende pessimistische Annäherung an die Welt, haben die Konservativen letztendlich dazu beigetragen, einen Zustand herbeizuführen, den aufmerksame Personen nur mit Pessimismus zu betrachten vermögen. Hätten wir an unserer pessimistischen Sichtweise festgehalten, die ja auch maßgebend für unsere Philosophie ist, dann hätten wir eine strahlende Zukunft! Das klingt jetzt zwar paradox, ist es in Wirklichkeit aber nicht, weil ich das Wort „Pessimismus“ in zwei leicht unterschiedlichen Bedeutungen verwende: einerseits, um die niedrigen Erwartungen an meine Mitmenschen anzudeuten, und andererseits, um dem Glauben an eine wahrscheinliche Zukunft

einen Namen zu geben. Wenn man von den Menschen zu viel erwartet, dann wird man enttäuscht, dann werden sämtliche Pläne scheitern. Starrsinniger Optimismus betreffend der menschliche Natur führt direkt in die Katastrophe. ... Haben uns das nicht die großen utopischen Experimente des zwanzigsten Jahrhunderts gelehrt? Wir haben diese Experimente wiederholt – in einer weniger dreisten Art und Weise, nur um sicher zu gehen. Aber sie führen immer zu denselben, unvermeidlichen Ergebnissen.

Indem wir uns an einen angemessenen, konservativen Pessimismus halten, können wir noch etwas vor dem drohenden Untergang retten. Nach unseren jüngsten Abstechern in blühende Fantasien können wir uns zumindest durch die Rückkehr zur harten Realität wieder in die richtige Stimmung für unser neues Leben in der Wildnis bringen. Der siegreiche Kandidat der Präsidentschaftswahlen 2008 avancierte die so genannte „Politik der Hoffnung“. Meine Damen und Herren des Konservatismus, ich erinnere sie an unseren wahren, unseren eigentlichen Ursprung. Ich rufe sie aus, die Politik der Verzweiflung!⁸⁴

84 John Derbyshire (2009): We Are Doomed. Reclaiming Conserva-

Der Pessimismus hat meist eine demokratieskeptische Schlagseite, wie sich schon bei Oswald Spengler zeigte. Der britische Historiker und überzeugte Demokrat James Bryce erkannte in seinem Buch über die junge Massendemokratie der USA:

Aber der Grundstein der Republik ist das Vertrauen in die Masse, in ihre Ehrlichkeit und Vernunft, in die Sicherheit, daß sie die richtigen Schlußfolgerungen zieht. Pessimismus ist der Luxus der Wenigen; Optimismus ist das private Vergnügen, sowie das öffentliche Bekenntnis von 99,9 Prozent, denn nirgendwo sonst identifiziert sich das Individuum dauerhafter und direkter mit der Größe seines Landes.⁸⁵

Die Folge sei ein seltsamer Fatalismus. Dieser hat aber gar nichts mit dem *amor fati* Nietzsches zu tun. Es handelt sich vielmehr um die typische Geisteshaltung des Systemtrottels. Ich nenne diesen Typus des Massenmenschen so, weil der Begriff „Trottel“ in Österreich

tive Pessimism. Crown Forum. tinyurl.com/derbyshire3

85 James Viscount Bryce (1888): "The Fatalism of the Multitude" in The American Commonwealth, Vol. 2. tinyurl.com/bryce5

durchaus eine liebenswürdige Konnotation hat. Niemandem möchte ich die Menschenwürde absprechen; halte mich ja selbst für recht vertrottelt. Der Trottel tritt einfach in den allermeisten Fällen anderen nach. Bryce hat das fatalistische Trotten im Gleichschritt mit der Mehrheit im Sinne:

Das ist eine fatalistische Einstellung, die, falls sie erkannt wird, üblicherweise die Tyrannei der Mehrheit genannt wird, weil sie die Menschen dazu bringt, sich der Herrschaft der Vielzahl zu fügen. In kleinen und einfachen Gemeinschaften fühlt jeder freie Mann – oder zumindest jedes Oberhaupt eines Haushalts – seine Bedeutsamkeit und ist sich seiner eigenen Unabhängigkeit bewußt. Er ist auf sich selbst angewiesen, er ist wenig behindert durch Nachbarn und Herrscher. Sein Wille und sein Handeln zählen in den Angelegenheiten der Gemeinschaft, der er angehört, doch deren sind wenige im Vergleich zu denen, wo er von seinen eigenen Anstrengungen abhängig ist. Die bemerkenswertesten Bilder des Individualismus, welche die Literatur für uns bewahrt hat, sind die der Homerischen Helden und die noch entsetzlicheren und selbstsichereren Krieger der alt-nordischen Sagen, Männer wie Ragnar Lodbrok und Egill,

Sohn von Skallagrim, der nicht einmal die Götter achtete, jedoch auf seine eigene Macht und Leitung vertraute. ... Aber, laßt uns annehmen, daß die aristokratische Struktur der Gesellschaft aufgelöst wurde, ... daß Männer sich jetzt eher als Mitglieder einer Nation, als Mitglieder von Klassen, oder Familien, oder Gemeinschaften innerhalb der Nation fühlen ... Unter solchen Bedingungen sozialer Gleichheit wird die herrschende Klasse die Gewohnheiten geistiger Selbstdisziplin und individuellen Selbstvertrauens verloren haben ... Nehmen wir weiter an, daß all das in einem enorm großen und bevölkerungsreichen Land stattfindet, wo die regierenden Wähler so viele Millionen sind, daß sich jedes Individuum als ein bloßer Tropfen im Ozean fühlt, während der Einfluß, den er persönlich ausüben kann – entweder durch seine Talente oder sein Vermögen – auf den kleinen Kreis seiner Gemeinde oder Nachbarschaft begrenzt ist. An allen Seiten erstreckt sich um ihn ein grenzenloser Horizont; und unter dem blauen Himmelsgewölbe, das den Horizont bedeckt, ist überall die gleiche rege Vielzahl, mit ihrem Gezeter der vermischten Stimmen, die er rund um sich hört. In dieser Vielzahl scheint sein eigenes Sein verloren. Er hat das Gefühl der Bedeutungslosigkeit, welche uns überkommt, wenn wir bei Nacht das ungeheure Firmament

betrachten und wissen, daß sogar vom nächsten Stern aus unser Planet unsichtbar ist. In solch einem Land, wo komplette politische Gleichheit gestärkt und durch komplette soziale Gleichheit perfektioniert wurde, wo der Wille der Mehrheit absolut und unhinterfragt ist, stets aufgerufen, jede Frage zu entscheiden, und wo die Masse, die entscheidet, so gewaltig ist, daß man sie betrachtet wie Naturgewalten, da können wir erwarten, gewisse Gefühle und Überzeugungen in den Köpfen der Menschen zu finden. Eine dieser ist, daß sich die Mehrheit durchsetzen muß. ...

Aus diesem Dogma erwächst ein anderes ..., daß die Mehrheit Recht hat. Und aus den beiden wächst wiederum das Gefühl ..., daß es vergeblich ist, sich der Mehrheit zu widersetzen, oder sie zu tadeln.⁸⁶

Dieser Fatalismus läuft Gefahr, eine besondere Form der Tyrannis zu begründen – nämlich diejenige der Mehrheit. Wilhelm Roscher zitiert Washington, daß die Hauptschwierigkeit der Demokratie darin bestünde, daß ein Volk immer erst fühlen muß, bevor es sich ent-

86 Ebd.

schließt zu sehen. Immer mehr hat man es mit dem verwirrten Herumtappen eines blinden Ungetüms zu tun. Roscher bekräftigt Bryces Analyse und geht noch eine Spur weiter:

Je tyrannischer eine Demokratie ist, desto greller sind die Umschwünge der öffentlichen Meinung, weil hier die Minorität erst zu sprechen wagt, wenn sie Majorität geworden ist.⁸⁷

Seine Schlußfolgerung ist bitter: Die Demokratie löse sich letztlich in der Anarchie auf. Auch Roscher meint damit nicht die Freiheit vom Zwangsstaat, sondern die Auflösung aller Ordnung, die dann die Sehnsucht nach großen Saubermachern weckt und den Zwang noch zu vergrößern trachtet. Der Kreis schließt sich, sobald die Mehrheit die Tyrannis eines einzelnen der eigenen Tyrannis vorzieht, weil diese weniger erratisch und schädlich sei:

⁸⁷ Roscher: Politik. S. 382

Muß die ganz extreme Demokratie als eine Art von Anarchie gelten, ein Krieg Aller gegen Alle, so ist es sehr begreiflich, daß zuletzt der Stärkste, d.h. der Befehlshaber der bewaffneten Macht, die inmitten der allgemeinen Auflösung und Schwäche allein noch compact und stark bleibt, das wilde Kampfgetümmel beruhigt – auf dem Friedhofe der allgemeinen Knechtschaft. Wenn in solcher Zeit gerade die Besten sich vom Staatsdienste zurückziehen, dann ist ein Hauptbeförderungsmittel des Cäsarismus der Gedanke, daß man sich doch lieber von einem Löwen, als von zehn Wölfen, oder von hundert Schakalen, oder gar von tausend Ratten Person und Habe will aufzehren lassen.⁸⁸

Die Tiermetapher ist weise. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß, wenn etwa in Griechenland sich die Straße der Politik bemächtigt, zwar die politische Klasse der Schakale abgesetzt wird, aber doch nur Ratten an ihre Stelle treten, die nur allzu leicht dem nächsten Rattenfänger erliegen, der Schalmeientöne spielt.

88 Ebd. S. 588f

Egon Friedell hält ebenfalls das Rattenregime für das gefährlichste und instabilste:

Eine freie Volksregierung mischt sich schlechterdings in alles: sie bemißt die Zahl der Quadratmeter, die der Mensch bewohnen, und die Zahl der Bohnenkörner, die er verkochen darf; sie kontrolliert seinen Lichtverbrauch, seinen Stiefelbedarf, seine Fortbewegungsart und, wenn irgend möglich, auch seine Fortpflanzung, sie hat das eingestandene oder uneingestandene Ideal, aus der menschlichen Gesellschaft ein Internat zu machen: den schlagendsten Beweis liefert gerade die Jakobinerherrschaft. Keine Staatsform kann so viele Torheiten und Gewaltsamkeiten begehen wie die demokratische, denn nur sie hat die organische Überzeugung von ihrer Unfehlbarkeit, Heiligkeit und unbedingten Legitimität. Selbst der absoluteste Monarchismus hat hunderterlei Hemmungen: im persönlichen Verantwortlichkeitsbewußtsein des Regenten (das unter der Demokratie immer auf den unfaßbaren »Volkswillen« abgeschoben wird), in der Hofclique, der Kirche, den Ratgebern und Ministern, der »Nebenregierung«, die sich unvermeidlich um jeden Potentaten ankristallisiert; zudem wirkt in jedem Einzelherrscher die Furcht vor der theoretisch stets möglichen

Absetzung. Aber die Regierung des »souveränen Volks« ist durch einen perfiden Zirkelschluß vor jeder Selbstbeschränkung geschützt, denn sie ist im Recht, weil sie der Kollektivwille ist, und sie ist der Kollektivwille, weil sie im Recht ist. Indes: wenn das Volk auch sehr wenig Empfindung für Freiheit hat, so besitzt es doch sehr viel Empfindung für Unrecht. Es genügt daher, wie wir ergänzend hinzufügen müssen, für den Ausbruch einer Revolution keineswegs, daß es nichts zu essen hat, es muß auch die Empfindung haben, daß es anders sein könnte.⁸⁹

Fernsehtrottelt

In Griechenland wurde in diesen Stunden ein Referendum abgesagt, bei dem das Volk hätte befragt werden sollen. Eben rief auch der ORF bei mir an, um mir deshalb abzusagen. Man hatte mich zu einer Fernsehdebatte eingeladen, offenbar zu einem modernisierten Club2, der in *facebook*, *twitter* und *youtube* eingebunden ist. Als das Referendum auf das Tapet kam, beschloß man in der dortigen Redaktion nämlich, es sei an der

89 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit.

Zeit, die Demokratie in Frage zu stellen. Das sollte ich tun (man will sich ja nicht die Hände schmutzig machen). Nachdem erleichtert vernommen wurde, daß das Referendum doch nicht käme, müsse das Infragestellen nun warten. So die Logik der Redakteure.

Ich hätte sie ohnehin enttäuscht. Die Redaktion wollte mich nämlich zuerst einem Fragekatalog unterziehen, um mich auf quotenträchtige Sager zu prüfen. Verzweifelt versuchte mir die Redakteurin zu erklären, warum das Thema jetzt doch nicht aktuell sei; schließlich sei Aktualität das allerwichtigste.

Das muß ein furchtbarer Job sein. Die Fernsehredakteure hetzen atemlos jeden Tag den Schlagzeilen hinterher und müssen dann in wenigen Stunden Sendungen konzipieren und Gäste finden, weil sie die Aktualität in jedem Moment überholen kann. Fernsehanfragen habe ich bisher meist abgesagt, weil ich das Medium nicht leiden kann. Ich sollte etwa auch für die Wutbürger bei einem „Bürgerforum“ sprechen, einem ganz abscheuli-

chen Format zur besten Sendezeit, das Demokratie als Volkssowjet inszeniert.

Wie feig man beim Fernsehen ist, bestätigt mir auch der berühmte Kabarettist Roland Düringer im Gespräch. Er war auf mein Wutbürger-Buch aufmerksam geworden, und so lernte ich ihn und sein aktuelles Programm kennen: „Ich-Einleben“. Ich kann es nur empfehlen, es ist überaus philosophisch und sehr amüsant. Ich fühlte mich etwas beschämt, einem Meister seines Fachs zuzusehen, denn ihm gelingt das Unmögliche: In einem zweistündigen Vortrag über schwierige Themen das Publikum durchgehend konzentriert und aufmerksam zu halten. Ein Akademiker kann davon nur träumen. Die Taktik besteht darin, immer wieder Witze unter der Gürtellinie einzubauen, die helfen, die Spannung abzubauen, indem man inmitten geistiger Höhen erleichtert auf die Tiefen der Existenz blickt. Das Publikum bleibt aufmerksam, weil niemand die nächste „Wuchtel“ verpassen will – so nennen wir in Wien

Schmähs, die so tief sind, daß man defensiv in schallendes Gelächter ausbrechen muß.

Das kann sich aber nur ein Kabarettist – Hofnarr – erlauben. Ist der Ruf einmal ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert. Düringer genießt die in Österreich unglaubliche Freiheit, sich eigentlich alles herausnehmen zu können; an politische Korrektheiten ist er nicht gebunden. Seine letzte Fernsehsendung, eine witzige Anleitung zum Gärtnern, konnte er nur deshalb umsetzen, weil er auf eigene Kosten die Pilotsendung drehte und die Fernsehbürokraten übertölpelte. Er kündigte die Sendung einfach an und tat so, als hätte sie schon einen Sendeplatz. Den Schlagzeilentrotteln im ORF blieb dann gar nichts anderes übrig, als sie auch zu senden. Es war ja schon in der Zeitung gestanden! In der Pointe steckt eine buddhistische Weisheit, die sich der treue Leser auf der Grundlage früherer Scholien zusammenreimen darf. Wie hinter jedem guten Clown und Hofnarr, steckt auch in Roland Düringer ein sehr ernsthafter, gewissenhafter Mensch. Von Philosophen hält er

nicht viel; ein wenig erschrocken war er daher, daß ich ihn einen solchen nannte. Die Hauptschuld an ihrem schlechten Ruf tragen freilich die Philosophen selbst. Oft ist es mir schon fast genauso peinlich, mich einen Philosophen zu nennen wie einen Ökonomen. Vor der Krise klang letzteres besser, weil solider. Doch der Fall des Ansehens war tief.

So bin ich jeder Ehrenrettung der Philosophie zugetan; das hieße aber auch, die Philosophie vor den Philosophen zu retten, so wie die Ökonomie vor den Ökonomen. Eine Fernsehredakteurin von *3sat* möchte mich als Kopf einer Philosophiesendung gewinnen. Das ehrt natürlich. Doch die Feigheit des Konzepts enttäuschte dann. Um die Fernsehtrottel bei der Stange zu halten und ihre Aufmerksamkeitsspannen nicht zu überfordern, sollte ich vor einer *Blue Box* wandern, sodaß man mich in eine schnell geschnittene Simulation einspeisen kann, die der Ästhetik von Musikvideos folgt. Philosophie *rocks*! Damit die Programmierer und Schnittmeister auch wissen, was sie tun, müßte es natürlich ein

Drehbuch geben, aus dem ich philosophische Ansichten aufsagen sollte, als mundgerechte Happen zwischen zwei Schnitten.

Das Geheimnis des Konsums

Die Redakteurin ist voll guter Absicht. Sie verweist auf den erstaunlichen Erfolg der esoterisch-philosophischen Dokumentation *The Secret*. Darin sind Philosophie, New Age, Quantenphysik, Motivationsliteratur und „Spiritualität“ in einer eklektischen Mischung verwoben, die sich um den Eindruck von Wissenschaftlichkeit bemüht. Das Geheimnis: Die ganze Welt wäre ein Simulacrum. Darum ließe sie sich auch durch Gedankenkraft nach Belieben formen. Es handelt sich also um Matrix-Esoterik. Kein Wunder, daß sich diese gut verkauft. Auch hier wird wieder Form und Inhalt verwechselt, bzw. wird so getan, als würde die Form in keiner Beziehung zum Inhalt stehen. Die Sklaven des Mediums halten sich für dessen Meister.

The Secret ist so erfolgreich, weil es der Absurdität der Zeit vollauf entspricht: Der Materialist erkennt, daß ihn die Befriedigung seiner Begierden nicht glücklich macht. Im Film geht der absurde Mensch an einer Auslage vorbei und will haben. Weil ihn all sein Habenwollen nicht erfüllt und ständig etwas außerhalb der Reichweite bleibt, weil jede reale Handlung die Aufgabe von Alternativen nach sich zieht, drängt es ihn zu jenem eigenartigen Idealismus, den der Film predigt. Der arme Trottel solle nur ganz fest daran glauben, daß er schon hat, wonach er begehrt, und dann würde er haben.

Die Idee ist nicht ganz falsch, nur in ihrer materialistischen Ausdeutung grotesk. Und dennoch illustriert sie schön den Abschluß einer Friedellschen *folie ciculaire*. Der Systemtrottel kann seine Befriedigung und Befriedigung nicht mehr erwarten. Zuerst kam die Verheißung, du schaffst es auch ohne Kapital. Es brauche nur die gute Idee und viel Glauben – auf Latein *Kredit*. Als das Versprechen nicht eingelöst wurde, kam die nächste Verheißung: Du schaffst es auch ohne Idee, es braucht

nur den Glauben. Keine traditionelle Religion hätte sich in eine so überspitzt-realiitätsflüchtige Theologie verstiegen wie die moderne, die sich auf „wissenschaftlicher Grundlage“ wähnt. Scholien-Leser erinnern sich an Mohammeds Empfehlung: Zuerst binde dein Kamel an, und dann vertraue auf Gott, daß es nicht davonläuft. Die modernen Propheten, die keine sein wollen, hingegen versprechen Kamele aus dem Nichts.

Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, daß sich hinsichtlich des Konsums eine verblüffende Wendung einstellte. Einst rügten die Massen den Adel für seine konsumorientierte Einstellung. Dem „unproduktiven“ Adeligen wurde der tüchtige Bürger gegenübergestellt. Doch der Gegensatz der produktiven Bürgerstadt im Vergleich zum müßiggängerischen Landadel darf bezweifelt werden. In Wirklichkeit seien, so weist Werner Sombart nach, die großen Städte stets Zentren des Konsums gewesen. Es seien bloß immer neue Konsumentenschichten hinzugekommen:

Auch (und gerade!) die Großstädte der frühkapitalistischen

Epoche sind Konsumentenstädte in hervorragendem Sinne. Die Großkonsumenten sind die uns bekannten: die Fürsten, die Geistlichkeit, die Granden, zu denen sich nun eine neue, wichtige Gruppe gesellt: die Haute finance ... Die größten Städte sind darum so groß, weil sie Sitze der größten (und meisten) Konsumenten sind; die Ausweitung der Stadtkörper ist also im wesentlichen einer Konzentration des Konsums in den städtischen Mittelpunkten des Landes geschuldet. Die Städtebildner waren aber fast alles Leute, die sich amüsieren wollten, denen es vor allem darum zu tun war, ihr Geld in einer die Reize des Lebens steigernden Weise auszugeben. Ihr dichtes Beieinanderwohnen veranlaßte sie, sich in Luxus und Aufwand zu überbieten, also daß aus jeder verschwenderischen Handlung ein Anreiz zu weiterer Verschwendung erwuchs. Aber bedeutsam für die Entfaltung des Luxus wird die Großstadt vor allem dadurch, daß sie ganz neue Möglichkeiten heiterer und üppiger Lebensführung und damit neue Formen des Luxus schafft.⁹⁰

90 Werner Sombart (1913): Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus. 1. Bd. Luxus und Kapitalismus. Mün-

Oswald Spengler hält diesen Überkonsum für den wesentlichen Grund, der zur Landflucht führte. Damit erzählt er sicherlich nur die Hälfte der Geschichte. Dennoch ist an seiner Hälfte wohl etwas dran, denn auch heutige Slums lassen sich nicht bloß aus der besseren Versorgung am Rande der Megastädte und der trostlosen Lage auf dem Land erklären, sondern es stehen wohl auch übertriebene Erwartungen und neue Begierden dahinter. Ebenso ist es bei der Immigration, die oft einer Art russischen Roulettes gleich kommt. Der erwartete Jackpot ist nur zum Teil real, zu einem guten Teil in der Tat Täuschung, denn das Brot und die Spiele der Stadt wiegen nicht immer das auf, was dafür aufzugeben ist:

Aber dieser vulgäre Luxus der großen Städte – wenig Arbeit, viel Geld, noch mehr Vergnügen – übte eine verhängnisvolle Wirkung auf die hart arbeitenden und bedürfnislosen Menschen des flachen Landes aus. Man lernte dort Be-

dürfnisse kennen, von denen die Väter sich nichts hatten träumen lassen. Entsagen ist schwer, wenn man das Gegenteil vor Augen hat. Die Landflucht begann, erst der Knecht und Mägde, dann der Bauernsöhne, zuletzt ganzer Familien, die nicht wußten, ob und wie sie das väterliche Erbe gegenüber dieser Verzerrung des Wirtschaftslebens halten könnten. Es war in allen Kulturen auf dieser Stufe das gleiche. Es ist nicht wahr, daß Italien seit der Zeit Hannibals durch den Großgrundbesitz entvölkert worden wäre. Das "panem et circenses" der Weltstadt Rom hat es getan, und erst das menschenleer und wertlos gewordene Land führte zur Entwicklung der Latifundienwirtschaft mit Sklaven. Sonst wäre es Wüste geworden. Die Entvölkerung der Dörfer begann 1840 in England, 1880 in Deutschland, 1920 im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten. Der Bauer hatte es satt, Arbeit ohne Lohn zu tun, während die Stadt ihm Lohn ohne Arbeit versprach. So ging er davon und wurde "Proletarier".⁹¹

Heute ermahnt man die Menschen gerne dazu, mehr zu konsumieren, um die Wirtschaft zu stützen. Einst

91 Spengler: Jahre der Entscheidung. S. 134f

überwogen eher die Ermahnungen, Maß zu erhalten. Der österreichische Ökonom Hoernigk, ein bedeutender Vertreter des Merkantilismus, etwa klagte über den Import nutzloser Billigprodukte aus dem Ausland. Sein Merkantilismus ist so dick aufgetragen, daß er heute etwas lächerlich wirkt – wiewohl sich das bald ändern könnte. Wenn der Westen erst realisiert, daß er den wirtschaftlichen Anschluß verloren hat, wird die Rhetorik wohl wieder ähnlich spitz werden und es wird wieder darum gehen, die „nationale Wirtschaft“ im Sinne Friedrich Lists gegen Importe zu schützen. Hoernigks Spott jedenfalls amüsiert, weil er trotz verstaubter Orthographie so aktuell klingt:

Freylich aber seynd unsere Vor-Eltern auch und in Oeconomicis gewiss andere Leute gewesen als wir. Sie jagten nicht alle Jahr nur allein für die Frantzösischen Schand Waaren drey oder vier Millionen Gulden baares Geldt aus den Erblanden hinaus, gleich wie wir, sondern beholffen sich mehrentheils mit dem was das eigene Hauss bescherete. Es bestanden ihre kostbaren Zierrathen in gutem Massiv-Gold, Silber und Edelgesteinen oder Zobeln und derglei-

chen Rauch-Waar; welche, ob sie zwar zum Theil ausländisch gleichwol auf Kinder und Kindes- Kinder erben konnten; nicht aber in zerreisslichen Frantzösischen Lumpen, die noch dazu alle halbe Jahre durch Aenderung der Mode unnütz gemacht werden.⁹²

Auch Sombart bemerkt, daß sich bei der Ausdehnung des Konsums dessen Art ändert: Die Zeitpräferenz nimmt deutlich zu. In einer politisch unkorrekten Passage geht es der Romantik an den Kragen:

Die Regel im Mittelalter war die lange Produktionszeit: Jahre und Jahrzehnte wurde an einem Stück, an einem Werk gearbeitet: man hatte keine Eile, es vollendet zu sehen. Man lebte ja auch so lange, weil man in einem Ganzen lebte: die Kirche, das Kloster, die Stadtgemeinde, das Geschlecht würden die Vollendung sicher erleben, wenn auch der einzelne Mensch, der die Arbeit in Auftrag gegeben hatte, längst vermodert war. Wie viele Geschlechter haben an der Certosa von Pavia gebaut! Die Mailänder Familie

92 Philip Wilhelm von Hoernigk (1684): Österreich über alles, wann es nur will ...

Sacchi hat während dreier Jahrhunderte, durch acht Generationen hindurch, an den Inkrustierungen und Intarsien der Altarplatten gearbeitet. Jeder Dom, jedes Kloster, jedes Rathaus, jede Burg des Mittelalters legt Zeugnis ab von dieser Überbrückung der Lebensalter des einzelnen Menschen: ihre Entstehung zieht sich durch Geschlechter hindurch, die ewig zu leben glaubten. ... Seitdem das Individuum sich herausgerissen hatte aus der es überdauernden Gemeinschaft, wird seine Lebensdauer zum Maßstab seines Genießens. Der Einzelmensch will als er selbst möglichst viel von dem Wandel der Dinge erleben. Selbst ein König ist zu sehr er selbst geworden: er will das Schloß noch selbst bewohnen, das er zu bauen anfängt. Und als nun gar die Herrschaft dieser Welt auf das Weibchen übergang, da wurde das Tempo, in dem die Mittel zur Befriedigung des Luxusbedarfs herbeigeschafft wurden, abermals beschleunigt. Die Frau kann nicht warten. Der verliebte Mann aber erst gar nicht.⁹³

93 Sombart: Kapitalismus.

Peinliche Mannsbilder

Diese Einschätzung zu ökonomischen Geschlechterunterschieden kann ich nicht teilen. In einem großartigen Artikel zur Begriffsgeschichte der Ökonomie, auf den mich mein Kollege Gregor Hochreiter hinweist, finde ich eine genau gegenläufige Darstellung. Der Autor Kurt Singer geht sogar soweit, das Ökonomische schlechthin der Frau zuzuordnen:

Ist es nicht eher die *mulier economica*, in der wir die Urmutter jener charakteristischen Geisteshaltungen anerkennen müssen, die moderne Ökonomen voreilig als Geburtsrecht des wirtschaftlichen Akteurs im Allgemeinen oder als Ausfluss des kapitalistischen Geistes angesehen haben? Gewerbe und Handel waren im antiken Griechenland zu eng verflochten mit Krieg, mit zu Kunstfertigkeit entwickelter Piraterie und der Ausbeutung innergesellschaftlicher Ungleichheiten von Macht und Wohlstand, als daß sie Sinn für Sparsamkeit gefördert haben könnten, mit dem man gut über die Runden kommt, um sich an Regentagen niederzulegen. Derartige Neigungen treten viel eher im Inneren eines Hauses und als Gegenstand weiblicher Sorgen auf. Von

der Steinzeit an tendierte die typisch-männliche Haltung in Bezug auf Vermögen dazu, großzügig auszugeben, was man besitzt; das zu konsumieren, was gegenwärtig verfügbar ist; und für den Rest dem Glück (und dem eigenen starken Arm) zu vertrauen. Frauen hingegen, bedingt durch angeborene Instinkte, hungrige Kindermünder füttern zu wollen, mussten früh lernen, sich nicht allzu sehr auf das zu verlassen, was ihre männlichen Partner von den Jagdausflügen in die Wälder nach Hause bringen könnten. Daher mußten sie einen viel stärkeren Hang entwickeln, in knappen Mitteln zu denken; an eine den Bedürfnissen entsprechende Verteilung; und durch Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit für eine ungewisse Zukunft vorzusorgen. Es ist bedeutsam, das Xenophon, eine elegante und uneindeutige Balance zwischen der aristokratischen Tradition der Unbekümmertheit und dem aufkeimenden Utilitarismus wahrend, es sogar im vierten Jahrhundert vor Christus seinem Isomachus, einem Modell-Ehrenmann (*kalokagathos*), gestattet, sämtliche Ausgaben dessen *oikonomia* seiner Frau zu überlassen, nachdem er sie in die Grundlagen eingewiesen hat. Er hat außerordentlich wenig zur Tugend der Sparsamkeit zu sagen. Was vom ehrenhaften Herrn des Haus verlangt wird, sind die männlichen, dem Militärischen entstammenden

Tugenden der strikten Ordnung, der unaufhörlichen Wachsamkeit und der inspirierenden Führerschaft. Männliche Sparsamkeit findet nur in Aristophanes Betrachtungen der Listigkeiten der kleinen Männer der Mittelklasse während des Peloponnesischen Kriegs und, nachdem Griechenland im Chaos versank, in Theophrasts Charakteren literarische Erwähnung – als Gegenstand von Humor und Satire, weit entfernt vom klassischen Geist der Ökonomie, der zu uns in Perikles' Zusammenfassung des Attischen Lebensstils in dessen großer Grabesrede spricht, die hier passenderweise in ihrer hervorragenden deutschen Fassung zitiert sei, die wir Georg Pater Landmann verdanken: „Wir lieben das Schöne und bleiben schlicht, wir lieben den Geist und werden nicht schlaff. Reichtum dient bei uns dem Augenblick der Tat, nicht der Großsprecherei, und seine Armut eingestehn ist nie verächtlich, verächtlicher, sie nicht tätig zu überwinden.“ Die gewöhnliche englische Wiedergabe des hier verwendeten Ausdrucks „schlicht“ (met' eutelias), durch „without expense“ (ohne Aufwand), ruft eine Assoziation hervor, die mit der Vorstellung von Ökonomie des Perikles als Wirtschaft großer Kunst, nicht der eines Sparefrohs, der voller Sorge auf den Systemen von Indifferenzkurven Schlittschuh

fährt und Kosten scheut wie der sprichwörtliche Schotte, nicht sonderlich angemessen ist.⁹⁴

Daß das Ökonomische nicht sonderlich mannhaft sei, ist ein alter Vorbehalt, der immer wiederkehrt. In der Tat schlummert in vielen Männern der verdrängte Held, der sich meist in recht peinlicher Weise Gehör verschafft und Chaos hinterläßt. Die Fernsehserie *Stromberg* etwa bezieht einen großen Teil ihres Humors aus der schrecklichen Unökonomie von Männern. Ich gebe zu, daß ich mir mehrere Folgen dieser Serie in schwachen Stunden per Internet ins Wohnzimmer geholt habe – das Fernsehen bahnt sich doch so oder so seinen Weg, so wie *Big Brother*. Die Serie unterhält, weil die Realität nur wenig überzeichnet ist. Solchen Büroalltag hat wohl jeder schon erlebt; mir haben die hormöopathischen Dosen, die ich in meinem Leben davon abbekommen habe, für immer vor Anstellungsverhält-

94 Kurt Singer (1958): „Oikonomia – An Inquiry into the Beginnings of Economic Thought“, KYKLOS 11, S. 29-57.

nissen immunisiert. Der Schreiber der Serie, Ralph Husmann, verteidigt die scheinbare Einseitigkeit der Geschlechterrollen so:

Ich kenne mehr Frauen als Männer, die zugeben, wenn sie nicht mehr weiterwissen oder etwas nicht verstehen. Auch das klassische männliche Verhalten, einfach lauter zu werden, wenn man nicht zu Wort kommt, habe ich bei Frauen selten beobachtet. Vielleicht ist auch das ein Grund, warum bei „Stromberg“ so wenige Frauen Chefs sind: Sie sind weniger peinlich – und weniger lustig.⁹⁵

Tragik und Humor liegen auch hier sehr eng beisammen. Reibungslose Ökonomie ist furchtbar langweilig, sie ist wie jedes konstruktive Schaffen stets ein Prozent Inspiration und 99 Prozent Transpiration – so das berühmte Zitat nach Thomas Alva Edison. Wenige wissen, daß der tragische Gegentypus zum fleißigen Edison, der geniale Nikola Tesla, sich über diesen lustig

95 Ralf Husmann: „Frauen sind weniger peinlich – und weniger lustig.“ Spiegel Online, 10.11.2011. tinyurl.com/husmann

machte, daß er sich mit einem Funken mehr Inspiration unglaublich viel Arbeit sparen würde:

Müsste Edison eine Nadel im Heuhaufen finden, würde er einer fleißigen Biene gleich Strohhalme um Strohhalme untersuchen, bis er das Gesuchte gefunden hat. Ich wurde trauriger Zeuge solcher Taten, wissend, dass ihm ein wenig Theorie und Berechnung 90 Prozent seiner Arbeit erspart hätten.⁹⁶

Boden im Treibsand

Henry David Thoreau zog ins Refugium nach Walden, um der Langeweile seiner Zeit zu entkommen. Er suchte ein wenig mehr Tragik und Humor statt routinierter Ökonomie:

Die meisten Männer, auch in einem so vergleichsweise freien Land, sind so mit ihren künstlichen Sorgen und überflüssigen Geschäftigkeiten des Lebens beschäftigt, daß sie

96 New York Times, 19. Oktober 1931, zitiert nach Holger Graf: "Erster Stromkrieg 1886 bis 1893: Westinghouse, Edison und Tesla", in: eigentümlich frei, 27.10.2011. tinyurl.com/graf11

die süßen Früchte des Lebens nicht zu pflücken vermögen. Ihre Finger sind durch übermäßige Anstrengung zu ungeschickt geworden und sie zittern zu sehr. Eigentlich hat der arbeitende Mann keine Muße für wahre Integrität, Tag für Tag. ... Er hat keine Zeit, um etwas anderes zu sein als eine Maschine ... Millionen von Arbeitern sind wach genug, um körperliche Arbeit zu verrichten, aber nur einer in einer Million ist wach genug für richtige geistige Anstrengung, nur einer in hundert Millionen für ein poetisches oder göttliches Leben. Wach zu sein, bedeutet am Leben zu sein....⁹⁷

Wir müssen lernen, wieder aufzuwachen und uns munter zu halten, aber nicht mit mechanischen Hilfsmitteln, sondern in unendlicher Erwartung der Morgenröte, die uns auch nicht im tiefsten Schlaf verläßt. Ich kenne keine erfreulichere Tatsache als die unbestreitbare Fähigkeit des Menschen, sein Leben durch ein bewußtes Unterfangen zu erheben. ...

Ich möchte meinen Mitbürgern nicht schmeicheln, noch möchte ich, daß sie mir schmeicheln, denn das würde niemanden weiterbringen. Wir müssen provoziert werden –wie Ochsen, die wir doch sind, angetrieben, um uns in Bewe-

97 Thoreau: Walden. S. 9

gung zu setzen.⁹⁸

Doch Thoreaus Provokationen blieben stets sehr friedlich. Letztlich, so rechnet er recht ökonomisch vor, lässt sich auch ohne die Unterordnung unter fremde Zwecke ein sehr wirtschaftlicher Einsatz der eigenen Mittel durchführen. Sein Heldentum ist kein offensives: Er läuft nicht Amok, so stellt er in einer besonders aktuellen Passage fest, sondern erträgt stoisch die Amokläufe der Gesellschaft und ihrer Institutionen gegen den einzelnen. Der Verfasser der berühmten Suada „Über die Pflicht zum Ungehorsam gegenüber dem Staat“ war stets ungehorsam, dies aber, wiewohl er vielen damit unvernünftig und dogmatisch erschien, in kühler, friedliebender Vernunft:

Ich wurde aufgegriffen und ins Gefängnis geworfen, weil ich, wie ich schon anderswo erläuterte, die Steuern nicht zahlte und die Autorität eines Staates nicht anerkannte, der Kinder, Frauen und Männer wie Vieh vor den Toren des

98 Ebd., S. 59, 67

Senats verkauft. Aus anderen Gründen war ich in die Wälder gegangen. Aber wo immer man auch hingeht, man wird von dreckigen Institutionen verfolgt und begripscht, und gleich wird versucht, einen wieder in deren verzweifelte, absurde Gesellschaft hinein zu zwingen. Es ist wahr, ich hätte mit mehr oder weniger Wirkung mit Gewalt widerstehen können, ich hätte gegen die Gesellschaft Amok laufen können, aber ich zog es vor, daß die Gesellschaft Amok gegen mich läuft, so verzweifelt wie sie ist. Ich wurde jedoch am nächsten Tag frei gelassen, erhielt meine geflickten Schuhe und kehrte in die Wälder zurück, um mein Abendessen aus Heidelbeeren am Fair Haven-Hügel zu mir zu nehmen. Ich wurde niemals von anderen Personen belästigt, außer von denen, die den Staat repräsentierten.⁹⁹

Thoreau hatte keine Frau an seiner Seite. Sein Heiratsantrag wurde abgelehnt. So überrascht es nicht, wenn er die Wahrheit über die Liebe stellt:

Statt Liebe, Geld und Ruhm, gebt mir die Wahrheit. Ich saß an einem Tisch, an dem es Essen und Wein in Hülle

99 Ebd., S. 105

und Fülle gab und unterwürfige Aufwartung, aber Aufrichtigkeit und Wahrheit gab es nicht; und so ging ich hungrig fort von diesem unwirtlichen Tisch.¹⁰⁰

Schön und berühmt ist seine Begründung, warum er sich dem Wettlauf nicht anschließen will, mit seinen Mitmenschen Schritt zu halten:

Warum sollen wir in so verzweifelter Eile dem Erfolg nachstreben, und das in so verzweifelten Unternehmungen? Wenn ein Menschen mit seinen Mitmenschen nicht Schritt halten kann, liegt das womöglich daran, daß er einen anderen Trommler hört. Laßt ihn zu seiner eigenen Musik schreiten, gleich in welchem Takt und wie fern sie erklingt. Ein Mensch muß nicht so schnell reifen wie ein Apfelbaum oder eine Eiche. Sollte er etwa seinen Frühling zu seinem Sommer machen? Wenn die Gegebenheiten, für die wir geschaffen wurden, noch nicht da sind, was wäre da eine Ersatzwirklichkeit? Wir werden nach unserem Schiffbruch an das Ufer keiner Scheinwirklichkeit geschwemmt werden. Sollen wir mühevoll einen Himmel aus blauem Glas über

100 Ebd., S. 197

uns errichten, wo wir doch, wenn er fertig wäre, immer noch zum wahren, ätherischen Himmel weit über uns aufblicken würden, so als gäbe es den gläsernen nicht?¹⁰¹

Das mag nach der Entschuldigung eines Nichtsnutzes klingen, doch der Nichtsnütze ist oft nicht so weit vom Genie entfernt, wie man landläufig annimmt. Die meisten Genies sind erstaunlich erfolglos in ihrem Leben. Selbst wenn ihnen dereinst großer, historischer Ruhm beschieden sein wird. Egon Friedell formuliert ganz richtig

die Erkenntnis, daß das Bleibende und Fortwirkende, das im wahren Sinne Historische immer von einigen wenigen Personen getan worden ist, die ihrer Zeit als unwesentliche und überflüssige, ja schädliche Grübler erschienen und die uns in demselben Lichte erscheinen würden, wenn sie heute lebten: von einigen Phantasten und Sonderlingen, deren Wirkungssphäre sich völlig abseits von dem befand, was ihre Zeitgenossen für beachtenswert und zentral hielten; und daß umgekehrt all dieses Wichtige, das so viel Glanz

101 Ebd., S. 194

und Geschrei verbreitete, heute versunken, dem Fluch der Vergessenheit oder gar der Verachtung und Lächerlichkeit anheimgefallen ist. Kurzum: wir werden die Lehre empfangen, daß alles Große unnützlich und nichts Nützliches groß ist und daß die wahre Welthistorie in der Geschichte einiger weltfremder Träumereien, Visionen und Hirngespinnste besteht.¹⁰²

Thoreau paßte nicht in seine Zeit. Seine Einstellung gegenüber dem 19. Jahrhundert ist aktuell, denn das 20. war doch nur eine übersteigerte Karikatur des 19., übernahm seine Laster ohne seine Tugenden. Friedell beschrieb diese Laster in gewohnter Schärfe:

Man hat nun oft und mit Emphase behauptet, daß unser Dasein zwar grauer und alltäglicher, aber dafür vernünftiger, wohnlicher, menschlicher, wohlhabender geworden sei; aber es ist ein Irrtum. Das neunzehnte Jahrhundert ist das inhumane Jahrhundert par excellence; der »Siegeslauf der Technik« hat uns völlig mechanisiert, also verdummt; durch die Anbetung des Geldes ist die Menschheit ausnahmslos und

102 Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit. S. 488

rettungslos verarmt; und eine Welt ohne Gott ist nicht nur die unsittlichste, sondern auch die unkomfortabelste, die sich ersinnen läßt. Mit dem Eintritt in die Gegenwart gelangt der Mensch der Neuzeit in den innersten Höllenkreis seines ebenso absurden wie notwendigen Leidensweges.

Im Treibsand seiner Zeit sucht Thoreau festen Boden unter den Füßen:

Ich freue mich, zu meinem Lager zu kommen – nicht an einem öffentlichen Ort in einer Prozession mit Pomp und Trara mitzulaufen, sondern auf gleicher Höhe mit dem Erbauer des Universums, wenn ich darf; nicht in diesem unruhigen, nervösen, geschäftigen, trivialen neunzehnten Jahrhundert mitzuleben, sondern nachdenklich stillzustehen oder stillzusitzen, während es vorbeizieht. Was feiern die Menschen? Sie sitzen alle in irgendeinem Organisationskomitee, und stündlich hält jemand eine Rede. ... Ich ziehe es vor, ins Gewicht zu fallen, ruhig dem entgegen zu leben, das mich mit größter Kraft und größtem Recht zu sich zieht – nicht am Zeiger der Skala zu hängen und zu versuchen, weniger Gewicht aufzubringen; nicht einen möglichen Umstand erdenken, sondern die tatsächlichen Umstände akzeptieren; dem einzigen Pfad zu folgen, dem ich folgen, und

von dem mich keine Kraft abhalten kann. Es gibt mir keine Genugtuung, einen Bogen zu bauen, bevor ich ein solides Fundament habe. Laßt uns nicht auf dünnem Eis spielen. Es gibt überall festen Boden. Wir lesen vom Reisenden, der einen Jungen fragte, ob der Sumpf vor ihm einen festen Boden hätte. Der Junge bestätigte dies. In diesem Moment versank das Pferd bis zum Sattelgurt, und der Reisende bemerkte zum Jungen: „Ich dachte, du hast gesagt, daß dieser Sumpf festen Boden hätte.“ „Hat er auch,“ sagte der Junge, „aber Sie haben bis dorthin noch nicht einmal den halben Weg zurückgelegt.“ So ist es mit den Sümpfen und dem Treibsand der Gesellschaft; aber ein Junge, der *das* weiß, muß schon recht alt sein.¹⁰³

Ganz wie Chesterton versucht Thoreau, diesen Boden im buchstäblichsten Sinne zu gewinnen: indem er ihn bestellt. Chesterton beschreibt etwas romantisierend den Bauern als den wahren Künstler und ruft in alter konservativer Manier auf, sich wieder auf das Land zu besinnen:

103 Thoreau: Walden. S. 196f

Bauern haben Kunst hervorgebracht, weil sei kommunal, aber nicht kommunistisch gesinnt waren. Gewohnheiten und eine Standestradi-tion gaben ihrer Kunst Einheit, doch jeder Mensch war ein Künstler für sich. Es ist diese Befriedigung des schöpferischen Triebes des Individuums, die die Bauernschaft als ganze zufrieden und daher konservativ macht. Viele Menschen stehen auf ihren eigenen Beinen, weil sie auf ihrem eigenen Land stehen. ... Es erscheint mir zunächst nötig, die mittelalterliche oder moralische Methode wiederzubeleben und nach Freiwilligen aufzurufen. ... Wir bitten die Leute nicht darum, einen Gutschein aus einer Zeitung auszuschneiden, sondern eine Landwirtschaft aus einer pfadlosen Einöde abzustecken, und wenn das Erfolg haben soll, muß es mit so etwas wie der sturen Zuversicht angegangen werden, mit der einst Gelübde erfüllt wurden.¹⁰⁴

Damit treibt er das Bild jedoch womöglich eine Spur zu weit. Die Intention aber ist eine gute; und sie findet sich nicht nur in „rechten“, sondern auch in den meisten „linken“ Reaktionen auf überlebte Institutionen. Wer-

104 Chesterton: The Outline of Sanity. III.

den die Simulacra zu dominant, so kann nur der Blick auf das Nächstliegende den Horizont wieder sichtbar machen. Darin eben besteht die Paradoxie. Das ist auch der Grund, warum das Buch, das ich mit meinem Kollegen Eugen Maria Schulak zur gegenwärtig wachsenden Wut schrieb, das Bild des Gartens nutzt. Dies legen manche als biedermeierliche Aufforderung aus, sich von der Welt abzuwenden. Doch das Gegenteil ist der Fall: Wer innerhalb eines Simulacrums wirken möchte, muß zunächst festen Boden unter den Füßen gewinnen. Dabei kann man nur hoffen, daß einem der Treibsand nur bis zum Hals steht und nicht in die Augen kommt.

SCHOLLEN



WERTEWIRTSCHAFT.ORG